

D. Lit.  
29219

A. V. 6-8

3515  
C. D'OETTING.

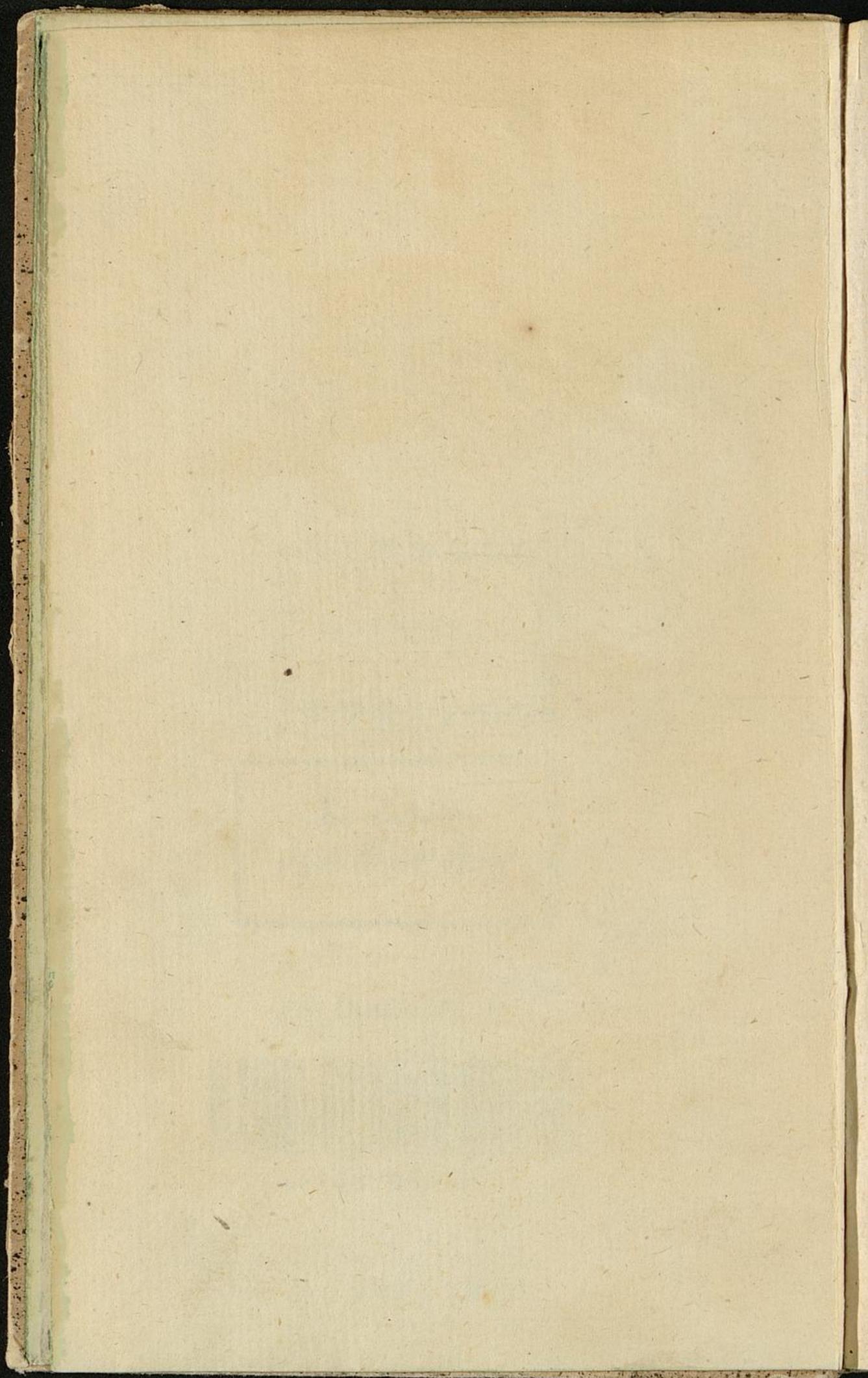
*Ex Libris*  
*Jean Furstenberg*

ULB Düsseldorf  
  
+4164 063 01

Nicht ausleihbar

Rg-

1133



# Fragmente

über

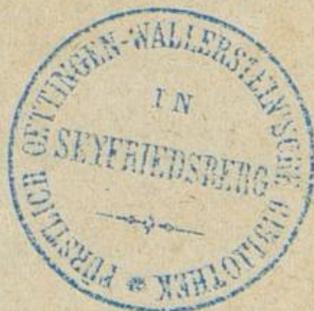
Recensenten = Unfug.

---

Eine Beylage

zu der Jenaer Literaturzeitung,

von  
A. von Kosebue.



Semper ego auditor tantum? nunquam reponam?

Juvenal.

---

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer. 1797.

DLU 29219

285



67.3003

0001

---

## I n h a l t.

---

Erstes Fragment. Manifest, die Kriegserklärung enthaltend.	S. 1
Zweytes Fragment. Feyerliche Bewahrung.	2
Drittes Fragment. Einige Proben von Albernheiten in der Jenaischen Literaturzeitung.	4
Viertes Fragment. Ueber die Kritteleyen der Recensenten, meine Schauspiele betreffend.	25
Fünftes Fragment. Ueber die Geringschätzung, welche die Recensenten für den Beyfall des Publikums affektiren.	42
Sechstes Fragment. Widersprüche der Literaturzeitung.	57
Siebentes Fragment. Noch ein Wortgen über Herrn Huber.	63
Achtes Fragment. Mein Glaubensbekenntniß, das Recensiren im Fache der schönen Wissenschaften überhaupt betreffend.	76
Neuntes Fragment. Ueber die Entstehungsart der gelehrten Zeitungen.	81
Zehntes Fragment. Das Bild eines wackern Recensenten, wie er seyn sollte, nach Marmontel entworfen.	86

Elftes

## Inhalt.

Elftes Fragment. Ueber das Unheil, welches eine Recension stiften kann.	S. 94
Zwölftes Fragment. Ueber Anonymität der Recensenten.	106
Dreizehntes Fragment. Ob es gut sey, daß der Recensent eines Schauspiels selbst in diesem Fache Versuche gemacht habe?	109
Vierzehntes Fragment. Warum? die Recensenten vor einigen Jahren anders über mich urtheilten?	112
Fünfzehntes Fragment. In welcher Achtung stehen und standen von jeher die Recensenten bey den aufgeklärtesten Köpfen der civilisirtesten Nationen?	114
Sechzehntes Fragment. Ueber die bis zum Ekel wiederholte Klage: daß die Deutschen kein Nationaltheater, keinen Nationalgeschmack haben, und haben können.	119
Siebenzehntes Fragment. Ueber das Glück gestorben zu seyn.	141
Achtzehntes Fragment. Eine Parallele.	144
Neunzehntes Fragment. Ein Vorschlag zur Güte.	146
Zwanzigstes Fragment. Was wird die Literaturzeitung zu dieser Schrift sagen?	147
Ein und zwanzigstes Fragment. Eine Anekdote.	148

---

Fragmente  
über Recensentenunfug.

---

Erstes Fragment.

Manifest, enthaltend die Kriegserklärung.

**I**h, Kogebue, durch die Gnade der Musen, Schau-  
spieldichter der Deutschen, thue hiemit kund und zu wissen,  
allen Lesern mit oder ohne Brille, daß:

Da ich von den Unterthanen des Alten vom Berge,  
die sich vormals Assasinen nannten, und heut zu Tage  
Recensenten heißen, seit mehreren Jahren mancherley  
Eindrang erlitten;

Da sie meine Kinder überfallen und mit Roth bewor-  
fen, weil sie keinen Geleitsbrief vom Alten vom Berge  
erkaufte hatten;

Da sie die Bosheit so weit getrieben, ihnen sogar ver-  
dächtige Dinge in die Taschen zu practiciren, um sie  
hernach für gefährliche Leute auszuschreyen;

Da sie auf dem Klippensollen Meere der dramatischen  
Dichtkunst nicht einmal die Beyfallsflagge respectirt ha-  
ben, mit welcher ihr und mein Lehnsherr, das Pu-  
blicum mich beschenkt hatte;

Da sie verlarvet an den Landstraßen lauern, und mit vergifteten Waffen mich hinterrücks überfallen, so oft ich ruhig vorüber wandle;

Da sie täglich ihre Troßbuben in meine Anspruchslosen Gärten senden, um Pflanzungen zu zertreten, die sie höchstens nur vom Unkraut säubern sollten;

Da sie Allianzen mit dem Feinde und der Unverschämtheit gegen mich geschlossen haben;

so sehe ich mich endlich genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und habe daher allen meinen getreuen Unterthanen Befehl gegeben, sich zu rüsten. Die Wahrheit soll, unter dem Commando der Vernunft, den Feind an Fronte angreifen, das empörte Gefühl unter dem Commando der Kaltblütigkeit, ihnen in die Flanke fallen; die gute Laune ist als Freycorps errichtet, und dem Witz habe ich Raperbriefe ertheilt. Ich bin nicht gesonnen, Eroberungen zu machen, sondern gedenke bloß, einen übermüthigen Feind — so sehr er mir auch an Zahl und allerley saubern Hülfsmittelchen überlegen ist — zu einem gerechten und Ehrenvollen Frieden zu zwingen. Gegeben zu Friedenthal, den 1sten July 1796.

### Zweytes Fragment.

#### Feyerliche Bewahrung.

**E**he ich diesen gerechten Vertheidigungskrieg beginne, muß ich, um jedem Mißverstände vorzubeugen — (Ach!  
und

und wie gern würden gewisse Leute solche Mißverständnisse befördern) — bestimmt erklären, gegen welche Hohnsprecher meine Hirtenschleuder eigentlich gerichtet ist. — Es sey ferne von mir, die Kritik in wissenschaftlichen Sächern herabsetzen zu wollen. Ich habe Bayle, Lessing und ihres gleichen auch gelesen; ich weiß, was die Aufklärung solchen Männern verdankt; sie bereichern in der That das Gebiet der Literatur; ihre Aufsätze enthalten einen Austausch der Kenntnisse, Berichtigung, Vermehrung oder Verbesserung des recensirten Werkes; sie legen uns die Resultate ihrer Belesenheit, die Früchte ihrer Studien dar; sie beleuchten hier eine Wahrheit und enthüllen dort einen Irrthum, und wenn sie Alles das ohne Anmaßung thun, wer könnte Hochachtung und lauten Beyfall ihnen versagen? — Doch wie ungleich diesen sind die Alltagskritiker im Sache der schönen Wissenschaften. Zwar giebt es auch hier einige seltene Ausnahmen; aber sie gleichen den Virtuosen, die gezwungen werden, in einem Orchester von Bierfidlern mit zu spielen, und deren Daseyn nur dann und wann ein Solo von einigen Tacten verräth.

Euch also treffe meine Geißel, ihr Uster-Recensenten, die ihr so selten urtheilet, und so gerne verurtheilt; so oft in dem Werke nur die verhasste Person des Autors tadelt; selbst das Gute, was ihr nicht ableugnen könnt, geflissentlich verkleinert; hämische Seitenblicke auf den Charakter des Verfassers werft; Gift aus seinen unschuldigsten Worten saugt; immer über verletzte Moralität schreyt, die doch bloß der Schild ist, hinter dem sich euer Neid vertriecht; auch Alle, die ihr euren einseitigen Ge-

U 2

schmack

schmack dem Publicum als Nichtschnur aufbringen wollt; feck abspricht, und, weil es euch an Gründen mangelt, durch hochtrabende Kunsworte täuscht, die ihr selbst nicht versteht; hier einen befreundeten Dummkopf sanft streichelt, und dort einen angefeindeten Mann von Genie wüthend begeistert — euch Alle treffe meine Geißel!

### Drittes Fragment.

Einige Proben von Albernheiten in der Genaischen Literaturzeitung.

---

Die Deutschen haben vor und nach den Zeiten des heiligen Bonifacius, bis auf den heurigen Tag, ihre Götzen gehabt, vor denen sie das Knie beugten, und deren Drakelsprüche sie schweigend ehrten. Es giebt nur Eine Art, um die Gläubigen, die aus jedem hohlen Baume die Stimme einer Dryade schallen hören, von ihrem Irrthum zu überzeugen: man muß den Baum umhauen.

Ich müßte so eitel seyn als ein Recensent, wenn ich meine Art für scharf genug hielte, einen Stamm zu verletzen, der, wenn auch gleich seine Wurzeln nicht viel tauen, doch von hundert ausgestreckten und mit Federn bewaffneten Händen gestützt wird; aber hier und da einen Zweig zu kappen, der mit seinen giftigen Früchten herüber hängt, ist eine That, zu der es vielleicht des Muths eines Märtyrers, jedoch keines Heldenarms bedarf.

Ihr

Ihr Alle, die ihr auf den alleinseligmachenden Glauben der Literaturzeitung geschworen habt, kommt herbey und lest. Es mag kühn scheinen, einen solchen Koloss anzugreifen, aber meine Waffen sind Beweise; und ich hoffe nicht, daß man mir die Berechtigung absprechen werde, mein Urtheil über unverdaute Urtheile laut zu sagen, zumal da ich weit ehrlicher als meine Feinde zu Werke gehe, und meinen Namen darunter setze.

Um das Vertrauen des Lesers zu gewinnen, und Partheylichkeit zu vermeiden — deren Brille auch auf der Nase des besten Mannes anwächst, sobald von seinen eigenen Schriften die Rede ist — will ich meine, seit sechs Jahren auf die unwürdigste Art gemißhandelten Producte, noch einen Augenblick bey Seite legen, und vorher einige andere Probggen von schaalten, unverdaulichem Lobe oder Tadel jener gepriesenen Zeitung aufstischen. Ich wähle, was mir in die Hände fällt; doch mit Fleiß solche Schriften, deren Verfasser ich nicht kenne.

Die Recension des Hamburger und Göttinger Musenalmanachs füllt  $1\frac{1}{2}$  Bogen, obgleich der Recensent selbst das drollige Bekenntniß ablegt: „daß in jedem Musenalmanach wenigstens Ein gutes Gedicht enthalten wäre“ — Muß uns da nicht die biblische Geschichte beyfallen, wo Sodom verschont wird um Eines Gerechten willen? — Doch man höre weiter, wie der Recensent viel, und zu viel beweist.

„Wir sehen nicht ein, sagt er, welchen Nachtheil diese Sammlungen für unsere Literatur haben könnten? Mögen noch so schlechte poetische Früchte in ihnen aufbe-

„wahrt werden, so liegen sie entweder ungenossen, oder  
 „werden nur von denen aufgenommen, deren Geschmack  
 „sie angemessen sind.“

Aber — ich bitte euch — kann man denn nicht das  
 Nämliche von jedem schlechten Buche sagen? und muß die  
 Kritik nicht ganz ihre Feder niederlegen, wenn sie selbst  
 eine solche elende Entschuldigung als Grundsatz aufstellt?  
 — Wenn nun, zum Beyspiel, ein gewisser Herr Zoreb,  
 der bald nachher, wegen seines Moooses vom Parnasse,  
 gar gewaltig gezüchtigt wird, austräte und spräche:  
 „Meine Herren, was machen Sie? ich sehe nicht ein, wel-  
 „chen Nachtheil mein Buch für die Literatur haben könnte?  
 „Möge noch so viel Schlechtes darinn stehn, es bleibt  
 „entweder ungenossen, oder wird nur von denen aufgenom-  
 „men, deren Geschmack es angemessen ist“ — was wollte  
 man ihm hierauf antworten? — Noch nie legte wohl  
 ein Recensent ein so naives Bekenntniß ab, welches unum-  
 stößlich gegen ihn selbst beweist, daß das Recensiren über-  
 haupt in Sachen des Geschmacks ganz überflüssig ist; denn  
 er hat vollkommen Recht: das Schlechte liest man nicht,  
 wenn auch die Literaturzeitung in die Lobposaune stößt;  
 und das Gute wird gelesen, so sehr man sich auch bemüht,  
 es in den Staub zu treten.

„Es ist ein äußerst angenehmes Gefühl,“ sagt er wei-  
 ter, „hier Nahmen von neuen Dichtern kennen zu lernen,  
 „und nachzuforschen, ob der Dichter-Gott sie wohl dereinst  
 „seiner Verherrlichung werde würdig halten.“

Ich muß gestehn, daß ich dem Vergnügen keinen  
 Geschmack abgewinnen kann, die Ersten Versuche angehen-  
 der

der Dichter zu lesen, und es kann nur ein äußerst angenehmes Gefühl für einen Recensenten seyn, nachzuforschen, ob es hier einst etwas zu geißeln geben werde.

Recensent: „Dagegen erfreut uns die Vermuthung, daß die Geister, welche uns hier ihre poetischen Früchte darbieten, bey Hervorbringung derselben sich doch müssen vergnügt haben.“

Ist es möglich, ein Buch auf diese Art anzupreisen? — Hat wohl jemals ein Leser daran gedacht, welches Vergnügen der Verfasser bey dem Schreiben empfunden? Oder, wenn er daran gedacht hat, ist sein eignes Vergnügen dadurch vermehrt? oder sein Mißvergnügen vermindert worden? — Kann man das nicht wieder von einem jeden Buche sagen? — Denn je schlechter ein Werk ist, je mehr Vergnügen hat oft der Verfasser bey Hervorbringung desselben empfunden, und ich wette, Recensent ist mit seiner Recension äußerst zufrieden gewesen; aber dennoch erfreut mich diese sehr wahrscheinliche Vermuthung keinesweges. Himmel! wie leicht, wie schielend ist ein solches Lob! und das sind die Menschen, die sich anmaßen, das Publikum zu gängeln! ihm seine Urtheile in den Mund zu legen!

Auf der folgenden Seite gesteht der Recensent, bey Gelegenheit eines Lobes, welches er der Madam Karschin zufließen läßt, „daß man in unsern Tagen ihre Gedichte incorrect und matt finden werde, weil vormalige kräftige und poetisch edle Ausdrücke, jetzt, durch Ausbildung unserer Sprache, schwach und gemein geworden.

„Darum erfodere es ein Studium, um jenen Producten  
„Geschmack abzugewinnen.“

Eine sonderbare Art von Studium. Hat auch der Recensent den Sinn seiner Worte bedacht? Er will, wir sollen so lange studieren, bis wir dem Schwachen, Gemeinen und Incorrecten wieder Geschmack abgewinnen, oder bis uns die gemeinen und matten Wendungen wieder poetisch edel vorkommen, das heißt mit andern Worten: wir sollen den Krebsgang gehen; wir sollen vergessen, was Raphael und Rubens uns hinzauberten, um die Kindheit der Kunst in den Werken eines van Eyk zu bewundern. Von den kraftvollen Gedanken unserer älteren Dichter ist hier nicht die Rede; sie werden uns immer auch ohne Studium gefallen.

Weiter hin läßt der Recensent ein Gedicht von Gleim abdrucken, von welchem er jede Zeile lieblich, und die letzte Strophe schön nennt. Diese letzte schöne Strophe — es ist von einer Taube die Rede — lautet also:

Wenn auf der weiten Reise dir  
Ein böser Vogel droht,  
So schieß' ihn Jäger Mordbegier  
Gleich auf der Stelle tod.

Ich muß gestehn, daß ich in dem angepriesenen Krebsstudium noch nicht so weit gekommen bin, um dieser Strophe einen besondern Geschmack abzugewinnen; doch die Ehrfurcht vor einem Altvater unsers Parnasses heißt mich schweigen.

Noch ein sehr alltägliches Liedchen, von einem gewissen C. F. wird gelobt und abgedruckt, und wenn es mir eben so, als dem Recensenten, darum zu thun wäre, die Seiten anzufüllen, so würde ich es tadeln und nochmals abdrucken lassen; aber das unbedeutende Ding verdient warlich weder gelobt noch getadelt zu werden.

Ein zweytes Proßgen, aus der Recension von Callimachus Hymnen, auf der 269sten Seite desselben Monats. Der Recensent lobt den Uebersetzer, und ich glaube gern, daß er es mit vielem Rechte thut, denn eine solche Uebersetzung mag große Schwierigkeiten haben, welche, auch nur zum Theil gehoben, dem Ueberwinder gerechten Beyfall zusichern. Ich kenne das Buch nicht, und spreche hier nur von der Stelle, welche der Recensent ausdrücklich als schön auszeichnet, und welche dennoch in achtzehn Zeilen, Einen Sprachfehler und Einen fürchterlichen Pleonasmus enthält.

„Alengstlich erbeften die Nymphen dem (vor dem) An-  
blick der Ungeheuer“

Einem Anblick erbeben, ist undeutsch und geziert.

Ferner: „Sie vernahmen das stürmische Brausen der lauten Blasebälge“

Welch' ein ungeheurer Pleonasmus! Blasebälge, die stürmisch brausen, können das natürlich nicht im Stillen verrichten.

Also auch dieser Recensent versteht nicht zu loben; und zu tadeln versteht er auch nicht, denn gleich nachher rügt er einen Fehler, der gar nicht vorhanden ist, indem er behauptet, es fehle ein Nachsatz, den doch jeder Schü-

ler augenblicklich in den Worten: da vermogten nicht länger u. s. w. gefunden haben würde.

Ein drittes Proöbgen, von der herben Wahrheit, daß Recensentendünkel sich wohl mit Sprachschneidern vertrage. In der Recension des Magazins merkwürdiger Reisebeschreibungen heißt es: „Die Rückreise des Verfassers nach Europa macht nicht minder einen interessanten „und noch nicht gelesenen Theil des Buches aus.“

Wie kann der Recensent diese Rückreise interessant nennen, wenn er den Theil des Buches noch nicht gelesen hat? — denn das sagt er doch im Grunde, ob er gleich Etwas anders sagen will. — Ferner: „wenn bereinst „in Neuholland eine blühende Kolonie gestiftet seyn wird, „die vielleicht viele von den Inseln des indianischen Meeres sich unterwürfig gemacht hat“ — welch' eine fehlerhafte Construction! — Man wird mir vielleicht ein wenig Mikrologie vorwerfen; aber man bedenke, daß ich von und zu einem Recensenten spreche, der sich die Miene giebt, Alles besser zu wissen, und folglich auch strengere Rechenschaft ablegen muß.

Viertes Proöbgen, aus einer Posaunen-Recension, welche in ganz Deutschland den höchsten Unwillen erregt hat. Man erräth sogleich, daß ich von der Recension der *Noten* spreche. Die Ankündigung dieser Monatschrift hatte einige Aehnlichkeit mit dem berühmten Manifest des Herzogs v. Br., und ließ nichts weniger als ein Riesenerwartung, vor dem sich alle die kleinen, bunten Journale demüthig verkriechen würden. Die Aufmerksamkeit des Publikums war ungewöhnlich hoch gespannt, aber —

der

der Held erschien, und hatte keine menschlichen Schwächen, so gut als wir andern Erdenkinder.

Trotz aller der ehrwürdigen Nahmen, mit welchen jene Ankündigung prangt, und vor deren Besitzern ich, zum Theil, meine Knie aufrichtig beuge, sind und bleiben dennoch die Horen eine ganz gewöhnliche Monatschrift, so voll auch Recensent die Backen nimmt. Es sind sehr gute Aufsätze darin, aber auch mittelmäßige und schlechte, so wie in allen ihren Schwestern und Brüdern.

Erstens bemerke man, daß diese Horen im Januar erschienen, und auch schon im Januar recensirt wurden; da hingegen die besten Schriften, zum Beispiel Thomsons Jahreszeiten, fünf und mehrere Jahre warten müssen.

Recensent sagt: — „Die Monatschrift, deren Erstes Stück wir jetzt anzeigen, erfüllt Einen unserer liebsten, schon lange gehegten Wünsche, daß doch endlich Einmal Anstalt zu einer periodischen Schrift gemacht werden mögte, die, mit Verachtung Alles mittelmäßigen und Schlechten, keine Andere als Gute und vortrefliche Aufsätze aufnähme. —“ Zu dem Geist des Herausgebers hat Recensent das Zutrauen: „daß nie, auch nur ein mittelmäßiger Aufsatz (denn an Aufnahme des Schlechten sey bey einem Schiller ohnedem nicht zu denken) in die Gesellschaft so vieler Guten oder vortreflichen sich einbringen werde.“

Hätte Recensent geäußert: daß Schiller sehr richtig zu beurtheilen verstehe, was schlecht oder gut sey; so hätte er eine unbezweifelte Wahrheit gesagt; aber daß Schiller, trotz dieser Beurtheilungskraft, oft genöthigt seyn werde,  
etwas

etwas Schlechtes aufzunehmen, daran zweifelte ich nicht einmal vor Erscheinung der Horen, und nun noch weniger. Was soll denn auch der arme Herausgeber anfangen, wenn ihm ein Mann mit einem berühmten Namen etwas Mittelmäßiges zuschickt? Soll er sich selbst dem Publikum opfern? soll er sich den Mann zum Feinde machen, mit dem er vielleicht in bürgerlichen Verhältnissen steht? oder dessen Freundschaft er durch herbe Wahrheit nicht verschmerzen mag?

Wenn also Recensent begeistert ausruft: „Wohl den Lesern der Horen, denen durch sie eine Geisteserholung bereitet wird, die Homer selbst für seinen Vater der Götter wichtig fand“ — so beneide ich weder den Vater der Götter, noch die Leser der Horen; denn die einzelnen guten oder vortrefflichen Aufsätze in den Horen, sind wahrlich keine Geisteserholung, sondern eine Geistesarbeit; freylich wohl eine angenehme Arbeit, die aber doch immer Ausstreuung fodert. Ich wette, daß unter hundert Lesern kaum Einer ist, der die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, u. s. w. zur Erholung lesen kann; oder der, wenn er sie gelesen hat, es der Mühe werth fand, um des alltäglichen Kerns willen die harte Schale zu zerbrechen — Freylich, die Episteln sind sehr verständlich, und enthalten artige Gedanken; nur sollten Zeilen wie die folgende:

„Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung“

nicht für Poesie ausgegeben werden, denn es ist Prose, und zwar matte Prose.

Diese

Diese Episteln sind aber doch noch wunderschön, gegen die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, welche das fadeſte Geſchwäß und die albernſten Geſpenſtergeſchichtgen enthalten. Da iſt keine blühende Einbildungskraft, keine ſchöne Diction, kein moralischer Zweck, — mit einem Worte, nichts! nichts was die Aufmerkſamkeit feſſeln könnte.

Recenſent — ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn hier den feilen Recenſenten nennen — der Ausdruck ſcheint hart, aber warum lobt er auch ſolch elendes Zeug wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen? — Recenſent nennt das eine ſimpe, edle und rührende Manier in Composition und Ausdruck, und erräth daraus Einen unſerer Beſten Dichter. Er hat gut rathen, denn er pflügt vermuthlich mit dem Kalbe des Herausgebers; aber ich, der ich kein ſolches Kalb habe, ſinne vergebens hin und her, welchem unſrer Beſten Dichter ich wohl die Schande anthun ſollte, ihm dieſe ſchlecht erfundenen und ſchlecht erzählten Geſpenſtermährchen zuzuſchreiben? — Freylich haben wir leider ein Beyſpiel an einem Veteranen unſerer Dichtkunſt, daß der Dichtergreis, eben ſo gut als ein Anderer, ins Kindiſche fällt; aber dann ſollten die jungen Jöglinge es machen, wie Kinder mit einem ſchwachen alten Vater: ſie ſollten ihn nicht mehr in's Publicum bringen.

Sollte man es nach Allem dem wohl für möglich halten, daß die Herausgeber der Literaturzeitung dreißt genug geweſen, einem ehrlichen Mann einen Proceß an den Hals zu werfen, der es wagte, ihnen in dieſer Recenſion Partheylichkeit vorzurücken? — Man höre nur, wie ſie  
mit

mit den Fragmenten des Hr. Adjunctus Forberg umspringen.

„Wir würden, sagen sie, diese Fragmente ruhig ihren Weg haben wandern lassen, wenn wir nicht erfahren hätten, daß der Herausgeber, Hr. F. in J. Herr Adjunctus Forberg in Jena sey. Da es nun doch manchem braven Manne unbegreiflich scheinen mögte, wie derselbe mit solcher Reckheit u. s. w. so haben wir fürs beste gehalten, ihn ex lege diffamari zu belangen.“

Sonderbar! also erst dann fiengen die Herausgeber an zu fürchten, „daß es manchem braven Manne unbegreiflich scheinen mögte“ als sie erfuhren, daß Hr. F. in J. Hr. Adj. Forberg in Jena sey. Vorher waren sie entschlossen, die Fragmente ruhig ihren Weg wandern zu lassen, es möchte auch noch so vielen braven Männern unbegreiflich scheinen; folglich lag ihnen eigentlich nichts daran, die braven Männer eines bessern zu überzeugen, sondern sie wußten nur nicht, auf wen sie ihr Nachschwert sollten fallen lassen? sie verhielten sich ruhig, und würden sich auch noch länger ruhig verhalten haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der Majestätsverbrecher Hr. Forberg sey; und da sie nun diesen Hr. Forberg erreichen, und mit dem Gewicht ihrer bürgerlichen Autorität zu Boden drücken können, so haben sie für das Beste gehalten, ihn ex lege diffamari zu belangen. Mich dünkt, sie hätten sich auf jeden Fall vertheidigen müssen, sie mochten den Verfasser kennen oder nicht.

Was hat nun aber der arme Mann eigentlich gethan?

Er hat (wie wir alle) vermuthet, daß die unmäßige Länge der Recension der Horen, doch wohl einen besondern Grund haben müsse; diesen Grund konnte er unmöglich in der Vortrefflichkeit jener Gespenstermärchen finden, folglich mußte er ihn in etwas Anderem auffuchen, und da blieben ihm nur zwey Wahrscheinlichkeiten übrig: entweder die Recension war bezahlt worden, oder es war ein Freundschaftsdienst. Um nicht auch ex lege diffamari belangt zu werden, will ich das letztere glauben, denn es ist doch wohl keine Injurie, die Herausgeber der Freundschaft fähig zu halten?

Freylich, in Rücksicht des Publikums gilt es gleichviel, mit Geld oder Freundschaftsdank bezahlt zu werden. — Doch ich will nichts voraussetzen, als was mir unumstößlich gewiß scheint, nemlich:

Bey der Recension der Horen haben andere Bewegungsgründe als die gewöhnlichen concurrirt; ich meyne solche, die nicht auf die Literatur Bezug haben, übrigens gleich viel welche. Können die Herausgeber mit gutem Gewissen das Gegentheil behaupten? Können sie wirklich leugnen, daß sie sich die auffallendste Partheylichkeit zu Schulden kommen lassen? — Ob sie Lob und Preis für Geld oder für etwas Anders im Uebermaaß ausgeheilt haben, das gilt dem Leser gleichviel, genug, er wird hintergangen.

Wirklich, man bedauert Hr. Forberg recht herzlich, wenn seine Lage ihn nöthigt zu erklären: daß er unter Unverhältnißmäßigkeit der Recension nur einen Quantitätsbegriff, keinesweges aber einen Qualitätsbegriff habe

ver.

verstehen wollen. Zu seinem Troste kann ich ihm versichern, daß die hellsten Köpfe in unserer ganzen Provinz, (und folglich auch gewiß die hellsten Köpfe in hundert andern Provinzen) die Horen für ein ganz gewöhnliches, oft recht herzlich langweiliges Journal, und folglich jene unverhältnißmäßige Recension in Qualität und Quantität für höchst partheyisch halten.

Wenn Herr Forberg deshalb einen Proceß verdiente, weil er eine falsche Nachricht in zweydeutigen Ausdrücken hatte drucken lassen, so müssen die Herausgeber der Literaturzeitung gar oft ex lege diffamari belangt werden; ich führe, zum Beyspiel, den Professor Kohlreif in Petersburg an, von dem sie, ohne ihn zu fragen, sehr falsche und ehrenrührige Nachrichten in sehr zweydeutigen Ausdrücken drucken ließen.

„Daß man sich nun verschiedentlich (fahren die Herren Redacteurs fort) über die unverhältnißmäßige Länge der Recension der Horen verwundert hat, kommt lediglich daher, weil es so manche gute Leute giebt, die sich über Alles verwundern.“

Man muß sehr arm an Ausflüchten seyn, wenn man sich so elend behilft.

„Es war ja nicht blos Ein Stück der Horen, das recensirt wurde —“

Ja freylich war es nur Ein Stück.

„es war der Anfang einer Monatschrift, wo erst über den Plan des Ganzen geredet werden mußte —“

Welche Sophistery!

„wo Proben und Beweise durch ausgezogene etwas längere Stellen zu geben waren.“

Aber warum geschieht denn nicht das Nämliche mit andern periodischen Schriften? warum redet man denn nicht bey Andern über den Plan des Ganzen, wenn doch darüber geredet werden muß? warum liefert man denn da keine Proben und Auszüge? Man denke doch nur! sechs volle Spalten aus einem Einzigen Stücke der Horen! — warum läßt man denn nicht lieber die Horen noch Einmal in der Literatur-Zeitung abdrucken? da man doch nun Einmal beschloffen zu haben scheint, das Publikum so zu behandeln, wie manche Eltern ihre Kinder, wenn ihnen diese oder jene Speise nicht schmecken will: das ist gesund, sagen die Eltern, das müßt ihr essen.

Sollte man nicht, zum Beyspiel, glauben, die Literatur-Zeitung werde es, ihrem eigenen Bekenntniß zufolge, für Pflicht gehalten haben, den Ersten Band der Erhoblungen, an welchen so manche gute Köpfe arbeiten, sogleich nach dessen Erscheinung anzuzeigen, über den Plan des Ganzen zu reden, Proben und Beweise zu liefern u. s. w.? — aber bis heute (den 1sten July 1796.) nachdem bereits zwey Bände die Presse verlassen haben, ist weder eine verhältnißmäßige noch unverhältnißmäßige Recension davon zum Vorschein gekommen. Es ist daher so klar wie der Tag, daß die Herausgeber der Literatur-Zeitung einzig und allein an der schnellen Bekanntmachung und Anpreisung der Horen einen ganz besondern Antheil nahmen, und wie lächerlich ist daher der Schluß ihrer armseligen Apologie, wenn sie sagen:

„Was gilt's, nun wird sich Mancher, der sich über die  
 „Länge jener Recension wunderte, wieder über seine un-  
 „nöthige Verwunderung wundern.“

Was gilt's, meine Herren, diesmal haben Sie fehl-  
 geschossen, es müßte denn seyn, daß Ihnen das Wort  
 Verwunderung anstößig wäre, denn jenes Wort bezeich-  
 net etwas Unerwartetes, und unerwartet war freylich vie-  
 len Ihrer Leser jene partheyische Recension nicht. — Nein  
 wirklich, meine Herren, Sie haben da eine häßliche Blo-  
 ße gegeben, die durch einen so armseligen Schleyer nicht  
 zu bedecken ist.

Fünftes Proögen: Recension der Gedichte des Herrn  
 Joh. Jac. Zille: „Es sind Blüten eines Baumes, dessen  
 „Stamm aus Genügsamkeit, Vertrauen auf Vorsehung  
 „und ruhigem Genuße des Lebens zusammengesetzt ist.“  
 (Man bemerke im Vorbengehn das abgeschmackte Bild:  
 ein zusammengesetzter Stamm!) „Von dieser Seite also,  
 „sagt die L. Z., verdienen die gegenwärtigen Gedichte alle  
 „Empfehlung. Von der poetischen Seite betrachtet, ha-  
 „ben sie nur einen verhältnißmäßigen Werth.“ (und wel-  
 chen denn?) „Da aber der Verfasser ohnehin Abschied  
 „von seinen Lesern nimmt, so wollen wir ihm denselben  
 „durch keine Kritik verbittern.“

Da haben wir das Geheimniß, der L. Z. Nachsicht  
 zu entlocken. Setze dich nieder und schreibe ein schlechtes  
 Buch, nimm aber nur in der Vorrede Abschied vom Le-  
 ser, so wird es immer alle Empfehlung verdienen. Mein!  
 sagt mir doch, was geht es den Leser an, ob der Ver-  
 fasser

fasser Abschied nimmt oder nicht? er will wissen, ob das Buch gut oder schlecht ist? er will den bestimmten Werth desselben kennen lernen, und ihr sollt ihn nicht mit einem räthselhaften verhältnißmäßig abspeisen. Euer Stamm soll von Wahrheit und Bestimmtheit zusammengesetzt seyn; wozu taugen denn sonst eure Blüten?

Wie viele solche Recensionen man doch wohl in einem Stündgen seines Nachmittagschlummers schreiben könnte?

Sechstes Proöben: von fertigen Recensionen, die in Vorrath gehalten werden, und auf alle Bücher passen. Im Juny 1796 heißt es: „Das Buch wird den Lesern, die gerade nach einer solchen Nahrung hungern oder dursten, eine Zeitverkürzende Unterhaltung gewähren, wenn sie auch am Ende nicht wissen sollten, was sie eigentlich bey der Lesung gewonnen hätten.“ — Das ist, bey meiner Treu! die ganze Recension.

Ist es nun wohl nöthig, das Buch (Denkwürdigkeiten aus der wirklichen Welt) zu nennen? kann man das Nämliche nicht von allen, guten und schlechten, Büchern sagen? und ist es nicht kläglich, daß selbst in diesem seichten Urtheile ein Widerspruch herrscht? — Man soll nicht wissen, was man gewonnen hat, und doch soll es eine Zeitverkürzende Unterhaltung gewähren. Ey nun, so weiß man es ja: man gewann was man suchte: Unterhaltung.

Siebentes Proöben: Ein gewisser Frauenzimmer-Almanach enthält Erzählungen, die in folgenden Töne geschrieben sind:

„Zwey Thränen rollten über ihre Wangen, die Eine trug das Zeichen der Bewunderung, die Andere das Zeichen des Schmerzes.“

„Achmet erwartete den abgehauenen Kopf mit einer Stierigkeit, die kaum der ausgemergelteste Kranke nach einer Delikatesse stärker haben kann.“

Was sagt nun die L. Z. zu diesem geschmacklosen Kram? — Sie sagt: „Diese Erzählungen wären nicht ohne ästhetischen und moralischen Werth.“

O! über eure Aesthetik! — Wäre sie dem Verfasser minder hold gewesen, so würde es geheißen haben: Stellen wie diese werden wohl Niemanden nach der Lektüre des Ganzen lüftern machen.

Achtes Pröbgen: Im Januar 95 wird die Ancienneté sämtlicher Herrn Chefs und Officiers der Königl. Chur-Hannöverschen Armee unter die Erdbeschreibung gerechnet.

Neuntes Pröbgen: Eben daselbst wird gesagt: „daß der höchste Zweck des Dichters freylich nicht Beförderung der eigentlichen Moralität sey.“

Was verstehen die Verfasser unter eigentlicher und uneigentlicher Moralität? es ist eine neue, mir unbekanntere Eintheilung.

Zehntes Pröbgen: Eben daselbst heißt es, von den Darstellungen handelnder Menschen: „wir versichern, daß wir selten etwas gar so schlechtes gelesen haben.“ — Und ich versichere, daß man sich selten gar so schlecht ausdrückt.

**Elftes Pröbgen:** Im Intelligenzblatt vom 25ten November 95. fallen sie über den armen Herausgeber des Reichsanzeigers her, weil er sich die unverschämte Freyheit genommen, einen Irrthum der L. Z. aufzudecken. Den Irrthum selbst können sie freylich nicht ableugnen; aber wie helfen sie sich? — mit der elenden Ermahnung: „er solle doch nicht so viel Lärm um Nichts machen.“

**Zwölftes Pröbgen:** April 96. entschuldigt Recensent auf eine drollige Art die Bitterkeit einer Recension. (Sie betraf Nebmanns Nellenblätter.) Er meynt, der Verfasser habe ihn dazu gereizt. Welche elende Entschuldigung! Darf eine Recension denn jemals bitter seyn? ist Unpartheylichkeit nicht die Erste Pflicht des Recensenten? und giebt es Unpartheylichkeit ohne Kälte?

**Dreyzehntes Pröbgen:** Ich will hier unter dem Namen: leise berührende Recensionen, einige anführen, die da beweisen, daß die Herren auch schonen können, wenn sie ihre guten Gründe dazu haben. Dahin gehören: die Recension von Blanca und Feriko; die von Schreibers Romantischen Erzählungen; die von des Herrn von Lütgendorff Schriften; die einiger höchst mittelmäßigen Gedichte von Göthe in Schillers Musen-Almanach; die des Dolchs von Grosse; die von Gotters Schauspielen, an denen sie gerade zu Dinge loben, die sie an den Meinigen verwerfen; die der detenus, wo sie die sonst so oft verschmähte „Abwechselung der komischen Auftritte mit rührenden“ in Schutz nehmen; die des neuen französischen Theaters von Huber; u. s. w. u. s. w.

Vierzehntes Pröbgen: In irgend einem Intelligenzblatt, ich weiß nicht mehr genau in welchem, bitten die Herausgeber alle Lesegesellschaften flehentlich, sich doch nicht 20 oder 30, ja wohl gar 50, zu Einem Exemplar der L. Z. zu vereinigen, sondern sich fern zu trennen, und dadurch die Vermehrung des Debits zu unterstützen. (Sieht das nicht einem Brandbrief so ähnlich, als Ein Tropfen Wasser dem andern?)

Zuletzt wird es gar eine Knickerey genannt — (wie unartig!) eine „Knickerey, die man sich nicht gegen sie erlauben sollte.“

Welch' ein anmaßender, ungezogener Ton! Welch' eine grenzenlose Eitelkeit! \*)

Fünfzehntes Pröbgen, für welches, wie für die folgenden, der Name Albernheit zu gelinde ist: die L. Z. läßt sich zum Werkzeug gebrauchen, ruhige, unbescholtene Gelehrte, Männer von Ehre, an ihrem guten Namen anzutasten, wie solches mit dem Professor Koblreit in Petersburg geschehen, gegen den eine niedrige Cabale sich des niedrigsten Mittels bediente, die größten Unwahrheiten von ihm drucken zu lassen, wozu sich denn auch die beliebte und belobte L. Z. bereitwillig finden ließ.

Wohl.

\*) Anmerkung: noch kürzlich, (nachdem dieses bereits geschrieben war,) gab die L. Z. einen neuen, auffallenden Beweis ihres anmaßenden, unbescheidenen Tones. Bey Gelegenheit einer sehr sonderbaren Irrung, die sie berichtigen mußte, (und die ich mir auch noch zu berichtigen vorbehalte, weil die L. Z. dabey in puris naturalibus erscheinen wird,) nennt sie sich geradezu den Führer Anderserer, und giebt also nicht undeutlich zu verstehen, daß sie das Publikum für blind hält.

Wohlan, meine Herren! vertheidigt das, wenn ihr könnt. Ihr sprecht freylich: ihr nähmet keinen Theil an hämischen Angriffen, und es stehe dem Angegriffenen frey, sich auf eben die Art zu rächen, ihr gäbet nur, für baare Bezahlung, Papier und Druckerschwärze dazu her — das kommt mir eben so vor, als ob ein Mann seinen geräumigen Saal an Faustkämpfer, oder wohl gar an balgende Straßenjungen, vermietete, und spräche: es geht mich nichts an, wenn sie einander todt schlagen, ich habe nur meinen Saal dazu hergegeben.

Sechszehntes Pröbgen: Mit eben der Unbesonnenheit, mit welcher die L. Z. sich an dem guten Namen einzelner Personen vergreift, tastet sie auch sogar die Ehre ganzer Versammlungen an, wie solches die aufgenommenen einseitigen Urtheile und Injurien über die Standesversammlung zu Ehur beweist.

Endlich gehört noch ein siebenzehntes Pröbgen hierher, nämlich der ungezogene Ausfall auf den ehrlichen Holländer Boon, der ruhig seine Straße wandelte, und ganz unvermuthet von hinten mit Roth beworfen wurde. Man lese — ich bitte — die höfliche, unbefangene und überzeugende Vertheidigung des Biedermanns, wo aus jedem Worte der gekränkte, rechtschaffene und dennoch schonende Mann spricht; dann nehme man die Antwort des Recensenten zur Hand, der mit Schimpfworten um sich wirft — wie eine Elster hätte ich beynähe gesagt, wenn ein solches Bild nicht offenbar den Elstern Unrecht thäte,

die, der Himmel mag wissen, wie? — zu dem Rufe gekommen sind, daß sie schimpfen wie ein Recensent.

Ich könnte noch manchen Bogen mit dieser Litaney anfüllen, aber wahrlich! mir ekelt vor der losen Speise. Ueberdieß habe ich eben nur wenige Monate der L. Z. bey der Hand, denn ich muß aufrichtig bekennen, daß ich zu den Knickern gehöre, die dieses unsterbliche Werk in Gesellschaft mehrerer Personen halten, und daß daher die Vermehrung des Debits leider durch mich nicht unterstützt wird.

Zum Schluß noch Eine Frage: Warum füllt die L. Z. — statt sich so vieler Albernheiten und Kritzeleyen schuldig zu machen — Ihre Blätter nicht lieber mit Recensionen großer wissenschaftlicher Werke? — warum sagt sie, um nur Ein Beispiel anzuführen, nicht ein Wort von Krünizens Encyclopädie? diesem in ungeheurer Proaression so langsam fortschreitenden Werke; in welchem fast jeder Artikel Zusätze, Berichtigungen oder Widerlegungen von Sachkundigen Gelehrten erfordert? — warum rügt sie nicht eine unwürdige Buchhändler-Speculation, die dieses Werk, seiner Ersten Einrichtung und Ankündigung ganz zuwider, jetzt ins Unendliche ausdehnt? — Hier ergreife sie die Geißel; hier warne sie das Publikum; hier kann sie Nutzen stiften.

---

Bier:

### Viertes Fragment.

Ueber die Kritikeyen der Recensenten, meine Schauspiele betreffend.

---

Daß ein Dichter an einem neugebohrnen Geisteskinde nicht gleich Mängel entdeckt, ist eben so verzeihlich, als daß ein Vater das Maal auf der Wange eines Kindes übersieht, mit welchem eine geliebte Gattin ihn vor einer Stunde beschenkte. So lange das Erste Feuer noch glimmt, welches den Dichter bey der Composition seines Werkes durchwärmte, so lange ist er gewöhnlich blind für die Gebrechen desselben. Sobald es aber den Augen seines Geistes entrückt, und ihm nach und nach fremd wird; sobald die Empfindungen, die er bey dem Schreiben hatte, nicht mehr lebendig in ihm sind, sondern erst durch das Werk selbst wieder belebt werden müssen; sobald tritt er in die Reihe aller übrigen Leser, und kann sein eignes Produkt beurtheilen, so richtig als irgend Einer von ihnen. Wenn man ein eignes Werk seit zehn Jahren nicht gelesen hat, so ist es, selbst für den Verfasser, ein fremdes Werk geworden. Diese Erfahrung habe ich oft gemacht, habe oft, nach einer Reihe von Jahren, manche meiner Schriften höchst mittelmäßig gefunden, und verarge es daher auch keinem Leser, wenn er das nämliche Urtheil früher als ich fällte. Auch mag er es immerhin drucken lassen, ich habe nichts dawider; nur fodere ich von einem gedruckten Urtheile Gründlichkeit und Bescheidenheit. Er rede mit mir, als ob er vor mir stände; und in diesem Falle erwarte ich von jedem

wohlerzogenen Menschen, daß er mir selbst seinen Tadel mit Schonung vortrage; daß er mich nicht hämisch ver-spotte, sondern ernst und kalt, ohne alle Anzüglichkeit spreche; daß er sich nicht den Knabenmuthwillen erlaube, mich durch einen heimlich angehängten papiernen Haarbeutel, oder so etwas dergleichen, dem Publikum zum Gelächter aussetzen zu wollen; kurz, daß er in allen Stücken das Gegentheil der Jenaer Literatur-Zeitung sey.

Die Erste Art von Kritteley, durch welche man meine anspruchlosen Produkte herabzuwürdigen gedenkt, besteht in bloßen Worten, die der Franzose phrases und grands mots zu nennen pflegt; das heißt, solche, bey denen man die Backen voll nimmt, und sie mit gravitätischer Anstrengung in die Luft hinausstößt, daß sie das Ohr füllen, und den Geist leer lassen. Man sagt nämlich, es fehle meinen Schauspielen an Consistenz und Haltung! — Was sie mit ihrer Consistenz wollen, verstehe ich nicht, und bitte mir darüber eine Erklärung aus; die sogenannte Haltung aber, besteht, nach Sulzers Theorie, darin: „daß „man nahe Gegenstände“ (also im Schauspiel die Hauptpersonen) „genau auszeichnet, und im Kolorit ausführlich bearbeitet, die Entfernteren hingegen nur im Ganzen anzeigt und schwächer ausmahl.“ Habe ich gegen diese Regel gesündigt, so wünschte ich wenigstens, daß es den Herren gefallen möchte, mir Beyspiele aufzustellen. Aber freylich ist es sehr viel leichter, solch ein Wort, das man Einmal aus irgend einer Theorie der schönen Wissenschaften aufschnappte, mit einem gelehrten Ansehn nackend und

und bloß hinzuworfen, und sich nicht weiter um sein Schicksal zu bekümmern, als es mit Beweisen zu harnischen. Das Publikum staunt über den Wundermann, und glaubt ihm auf sein trotziges Gesicht, daß er etwas dabey gedacht habe, indessen der Gaukler hinter dem Schirme über die fromme Leichtgläubigkeit lächelt. — O! ihr Armselige! es wird euch nicht gelingen, das Gefühl durch euer Getlingel mit Kunstwörtern zu betäuben.

Sie sagen ferner: meine Stücke beleidigen Moralität und Sittlichkeit, und zwar deswegen, weil zuweilen gefallene Mädchen oder Wüßer darinn auftreten. — Wenn man mich überzeugen könnte, daß auch nur ein einziges meiner Schauspiele, auch nur eine einzige sittliche Tugend herabwürdigte; so würde ich aus allen meinen dramatischen Werken einen Schetterhaufen machen. Aber nur die schändlichste Verläumdung konnte, um mir weh zu thun, diesen Krötengift auf mich aussprühen. Lange vorher, ehe ich auf der Spiegelbahn der dramatischen Kunst herumwankte, schrieb Beaumarchais seine Eugenie, und Gemmingen seinen deutschen Hausvater, zwey schöne Stücke, deren Hauptpersonen liebenswürdige gefallene Mädchen sind. Damals fiel es keinem ein, die Nase darüber zu rümpfen. Und wäre es denn auch in der That wohl unmoralisch, zu glauben, daß ein gefallenes Mädchen doch wohl ein gutes Mädchen seyn könne? — habe ich denn jemals die Entschuldigung einer Schwachheit mit der Vertheidigung der Unsittlichkeit vermischt? — habe ich jemals einen Schritt zur Tugend erhoben? — aber wenn

ein

ein reuiger Schächer noch Anspruch auf das Paradies machen durfte, so ist es doch wohl kein Verbrechen, ein reuiges gefallenes Mädchen interessant zu schildern?

Was kann man von einer sittlich-dichterischen Darstellung mehr verlangen, als daß sie das Laster verhüte, und, wo es bereits aufkeimte, den Keim ersticke? — Nun, meine Herren, beides thaten die so verrufenen Kogebueschen Schauspiele. Eine Dame, die ihrem Liebhaber das Erste Rendezvous versprochen hatte, sah Menschenhaß und Neue, und brach mit dem Verführer. Drey andere verließen die Bahn der Wollust, und kehrten zurück auf den Pfad der Tugend. Zwey dieser Begebenheiten kenne ich nur vom Hörensagen, und aus Zeitungen, aber die dritte ist mir genau und umständlich bekannt. \*) — Ein reicher Graf, den ich nennen könnte, hatte einen natürlichen Sohn, den er vernachlässigte. Er sah das Kind der Liebe, mein Schauspiel wirkte auf sein Herz, einige Wochen nachher war der junge Mensch auf Zeitlebens versorgt. — Wohlan, meine Herren, gesteht, daß, wenn meine Schauspiele Gift enthalten, es wenigstens ein sehr wohlthätiges Gift seyn muß. Könnt ihr von euren Recensionen dasselbe behaupten? —

„Ihr

\*) Wenn ich mich nicht irre, so war es während meines Aufenthalts in Mainz 1791, zu einer Zeit, als Herr Huber mich seines täglichen Umgangs würdigte, daß, ich weiß nicht mehr welches Zeitungsblatt, Eine dieser Geschichten meldete. Er wußte also, welche Wirkungen meine weibliche Verwöhnung und schlecht verhältete Sinnlichkeit hervorbrachten, und doch — o Huber!

„Ihr Herren Journalisten!“ ruft Sterne, der auch sein ganzes Leben hindurch von Recensenten geneckt wurde; „wie konnten Sie es über Ihr Herz bringen, mein Brustwammß so jämmerlich zu zerfetzen? wie konnten Sie wissen, daß Sie mein Unterfutter nicht mit faßten?“ —

Ihr Menschen mit unreiner Einbildungskraft, die ihr so gern die unzüchtigen Bilder, von welchen eure Phantasie wimmelt, in fremde Werke überträgt, hört Einmal auf, mich eure eigene Verdorbenheit entgelten zu lassen; stellt euch nicht, als habet ihr aus meinen Schauspielen geschöpft, was doch schon auf dem Grunde eurer Syme verborgen lag, und hütet euch, daß man euch nicht mit Mollieres Uranie antworte:

Il faut que pour les *ordures*, Vous ayiez des lumieres, que les autres n'ont pas, car pour moi je n'y en ai point vu. Schon die Berliner Bibliothek sagte vor 25 Jahren (im 13ten Bande) bey einer ähnlichen Gelegenheit: „Es kömmt hiebey freylich Alles auf die Disposition des Zuschauers an, die er mitbringt, und die er auch alsdann haben würde, wenn so eine Sache, als Komödie ist, gar nicht in der Welt wäre.“

Eine andere Gattung von Recensenten behauptet — doch nein, nur Einer war so böshaft das zu sagen — meine Stücke enthielten gefährliche Grundsätze gegen den Staat.

Ein Mann, den ich nicht kenne, und den ich nie beleidigte, der Verfasser der Gallie der Teufel und der Lieblingsstunden, behauptet in einem Journal, dessen Titel

tel ich vergessen habe, ich hätte mich erkühnt in der Sonnenjungfrau Aufrubr zu predigen, denn — man höre den saubern Beweis — Kolla wolle an der Spitze der Truppen gegen den König marschiren. — Was also Kolla im höchsten Taumel der Leidenschaften thun will, und was ihm schon von dem kaltblütigen Velasquez ernstlich verwiesen wird, das stellt Herr Kranz als die Gesinnungen des Dichters dar. Wenn also Siesko in Venedig als das Haupt einer Verschwörung erscheint, so predigt Herr Schiller Aufrubr. Wenn also Sukanin die Strelitzen aufwiegelt, so predigt Herr Babo Aufrubr. Ich muß bekennen, daß es, besonders in diesem Zeitraum, nicht möglich war, etwas hämischeres und boshafteres auszudenken.

Ich lebe unter einer Regierung, die ich verehere, weil sie mir Ruhe und Sicherheit des Eigenthums gewährt, die aber streng über jede unvorsichtige Aeußerung wacht, und, im Strudel der Geschäfte, nicht immer tiefe Untersuchungen anzustellen im Stande ist. Wenn nun eine solche boshafte Behauptung zufällig Männern in die Hände fiel, die noch obendrein der Sprache unkundig, und deren Eifer sie zu einem raschen Schritt verleiten könnte? — wenn eine einzige so hämisch hingeworfene Zeile mir Glück und Freyheit gekostet hätte? — in welchen Winkel der Erde wäre Herr Kranz vor seinem Gewissen geflohen? —

O ihr Recensenten! schlagt an eure Brust, und bekennet laut: es ist nicht eure Schuld, wann ihr weniger Unglück in der Welt stiftet, als ihr gern möchtet. Dites,  
 qu

que vos chercheurs de poison sont bien plutôt ceux qui l'y mettent, et qu'il n'y en a point pour ceux qui n'en cherchent pas. Rousseau. \*)

Laßt uns von dem Empörenden zu dem Lächerlichen übergehen. — Schade, daß ich nicht von Anbeginn die Recensionen über meine Stücke gesammelt habe, ich könnte dem Leser ein Gemisch von albernen, seichten, widersprechenden, wortreichen und sinnleeren Urtheilen aufstellen, über welches er erstaunen würde. Hier nur ein Paar zur Probe.

„Bruder Moriz der Sonderling,“ sagt die Literatur-Zeitung, „hat vom Sonderling nichts als den Namen,“ und gleich darauf werden sehr naif vier oder fünf der auffallendsten Sonderbarkeiten erzählt, wodurch der Recensent seinen Tadel auf der Stelle selbst widerlegt. — Uebrigens wurde diese weise Beurtheilung nicht eher geschrieben, als bis das Stück bereits fünf Jahre auf allen Bühnen Deutschlands gespielt und wieder gespielt worden war. Wozu eine so späte Anzeige? — wenn man sich Einmal das Ansehen giebt, das Publikum belehren zu wollen, was ihm gefallen oder nicht gefallen soll so muß man nicht warten, bis es den Gegenstand schon wieder vergessen hat. \*\*)

„Graf

\*) Geseht, daß eure Giftpürer den Gift selbst hinein träufeln, und daß für solche, die ihn nicht darinn aussuchen, auch keiner darinn enthalten ist.

\*\*) Eine Klage, die von mehreren Schriftstellern geführt, aber nie beantwortet wird. Noch neuerlich sagte in der L. Z. ein Herr  
Lütz-

„Graf Benjowsky,“ sagt die Literatur-Zeitung, „läßt sich Widersprüche in seinem Charakter zu Schulden kommen.“ — Liebe Natur! vertheidige dein Werk; denn du weißt, daß ich den Grafen Benjowsky historisch geschildert habe, und so wie es dir beliebt hat ihn zu machen. Man lese seine Geschichte. Ich habe außer der Catastrophe wenig oder nichts geändert. Nur die Mutter ließ ich aus meinem Stücke weg, weil eine Kupplerin noch weit mehr Abscheu erregt, wenn sie Mutter heißt, und weil ein Mädchen, das so wie Afanastja handelt, zwar nie zu entschuldigen ist, aber doch eher Mitleid verdient, wenn es seine Mutter früh verlohrt. Auf diese Abänderung bilde ich mir Etwas ein, aber der Recensent fühlte nicht fein genug, um hier am rechten Orte zu loben. Den Schluß des Stückes findet er unbefriedigend; hier muß ich ihm Recht geben, und Dank hätte er verdient, wenn er gezeigt hätte, wie dieser Fehler zu verbessern gewesen? — Ich habe gewiß länger darüber nachgedacht als Er, aber das Resultat war immer: es sey kein anderer Ausgang möglich, und der, den ich wählte, müsse den Zuschauer immer noch der Befriedigung am nächsten bringen, weil dadurch zugleich die poetische Gerechtigkeit geübt, und ein leichtsinniges Mädchen verhindert wurde, die Früchte seines Leichtsinns zu genießen.

Am

Zöllmann, daß die Recension seines vor fünf Jahren erschienenen Buches für den Käufer und Verfasser zu spät komme. Recensent übergiebt in seiner Antwort diesen Punkt weislich mit Stillschweigen. — Die Schrift über die Strelkigkeiten des Westlins mit Graubündten kam 1788 heraus, und wurde 1795 angezeigt, also nach sieben Jahren! — u. s. w.

Am Ende hängt der Recensent auch noch eine Art von Lob an, aber so schielend, daß offenbar mehr Gift in seinem Lobe als in seinem Tadel liegt. „Dieser Fehler ungeachtet,“ sagt er, „wird das Stück durch seine Schreibart, und durch die eigne Art gefallen, mit welcher Herr R. gewisse Gedanken zu erheben, und ihnen den Schein des Außerordentlichen zu geben versteht.“ — Das heißt mit andern Worten: die Kunst, seine Gedanken gut auszudrücken, und auch gewöhnlichen Ideen den Reiz der Neuheit zu geben, ist eine sehr frivole Kunst. Er nennt es eine eigene Art. Was will er damit sagen? — ich behaupte, es sey eine Art, die jedem nicht ganz mittelmäßigen Schriftsteller eigen ist, und die überhaupt der Dichtkunst eigen seyn muß. Hätte ein protégé der Literaturzeitung den Grafen Benjowsky geschrieben, wie würde Recensent diese eigene Art erhoben haben! — Heiliger Vorik! du hast wohl Recht: „unter allem Geschwätz, das in dieser geschwätzigen Welt geschwätzt wird, obgleich das Geschwätz der Undächtler das Schlimmste seyn mag, ist das Rennerkunstrichtergeschwätz das Unaussehlichste.“

„Der weibliche Jakobiner-Klubb,“ sagt die Literaturzeitung, „ist unter aller Kritik, und ein Schandstreck unserer Literatur.“ —

Hätte sie, statt dieses Nachspruches, sich etwa folgendergestalt ausgedrückt: „der weibliche Jakobiner-Klubb, ist ein kleines unbedeutendes Lustspiel, welches den erhaltenen Beyfall dem Moment verdankt, in dem es geschrieben worden; eine Posse, die einige

„nige lebhaftre Scenen, einige Theater-Coups enthält; „und weiter nichts;“ so würde ich das Urtheil willig unterschreiben, und nie ein Wort darum verlohren haben. Aber — unter aller Kritik! — ein Schandstück unserer Literatur! — das ist zu arg! — Ich rufe mit Lessing aus: wer übertreibt, sagt nichts. Die Malayen und Madacassen tauchen ihre Pfeile in Gift, die Recensenten sollten sie in kaltes Blut tauchen, dann tödten sie weit gewisser.

Ueberhaupt sollte wohl Eines der Ersten Gesetze im Recensenten-Codex folgendes seyn: ein Buch, das unter aller Kritik ist, wird gar nicht recensirt; denn ein solches verworfenes Produkt wandert ohnehin zu den Käseweibern, Niemand kauft es, Niemand ließt es, es wird vergessen — mein Gott! wie viele Bücher sind nicht seit zehn Jahren vergessen worden; selbst solche, die von der L. J. Wacker herausgestrichen worden. Wenn hingegen, trotz eurer Ungeberdigkeit, Buchhändler und Schauspieler sich wohl dabey befinden, so müßt ihr euch schämen, wie die Aepfelweiber zu Jena, von welchen ich, zu erlaubter Gemüthsergözung, ein Geschichtgen einschalten will.

Eine ehrliche Haut in Jena hatte einen Obstgarten, in dem Garten standen Bäume, und auf den Bäumen wuchsen Aepfel. Wenn die Aepfel reif waren, ließ er sie zu Markte tragen, und verkaufen. Hin und wieder war auch wohl ein unreifer darunter, den der Wind abgeschüttelt hatte. Ueberhaupt waren es keine Borstdorfer Aepfel, sondern eine Mittelgattung, nicht sauer und nicht süß, gebraten

Braten schmeckten sie recht gut; die Leute kauften sie gern und verspeißten sie schnell. Das that die ehrwürdige Zunft der Obstweiber zu Jena haß verdriessen, und sie ließen in das Wochenblatt rücken: „Die Äpfel des N. N. wären „sehr schlechte, unreife Äpfel, zögen das Maul zusammen „machen die Zähne stumpf, und wären voll Würmer.“ Das letztere war die boshafte Lüge, denn in des Mannes Äpfeln war nicht ein einziger Wurm. Auch meynten die Leute, sie könnten wohl selbst den Geschmack eines Apfels beurtheilen, ohne es erst von Obstweibern zu lernen. N. N. schickte seinen Korb zu Markte wie bisher, und der Korb war immer in wenig Stunden leer.

Da ich meistens nur aus dem Gedächtnisse schreibe, und in dem für die Lektüre unwirthbaren Erdwinkel, den ich bewohne, mir auch kaum der hundertste Theil alles dessen zu Gesichte kommt, was die Herren gegen mich vorbringen; so wird freylich manche schwere Beschuldigung noch unberührt bleiben. Das ist schlimm für mich (denn ich habe nicht nöthig, jede Zeile mit Einem Groschen zu bezahlen, wie in der Literatur-Zeltung, die das Vertbeidigungsrecht für baares Geld verkauft,) aber der Leser verliert nichts dabey; denn wer Einen oder ein Paar Wölfe hat heulen hören, dem ist das Wolfsgeheul bekannt genug.

Einer drolligen Behauptung muß ich noch erwähnen, um zu zeigen, wie weit die Verkleinerungswuth führt. Menschenhaß und Neue soll nach einem englischen Stück Lane Shore bearbeitet seyn. Ich habe nicht einmal ge-

wußt, daß eine Lane Shore in der Welt existirt, und jetzt, da ich es weiß, ist es mir noch bis diese Stunde nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden. Der Leser, dem ich so oft das freymüthige Bekenntniß meines vormaligen Hangs zur Nachahmung abgelegt, wird mir nun auch glauben, wenn ich ihn versichere: Menschenhaß und Neue ist ein Original.

Herr v. Knigge macht in seiner Reise nach Braunschweig einen kleinen Abstecher nach England, um meine Indianer zu besuchen, und ihnen eine Menge unhöfliche Dinge zu sagen. Das ist nicht artig. Wenn er wüßte, wie wenig ich selbst von diesem Stücke halte; wenn er wüßte, wie viele Scenen in meinem Manuscripte ich der kreuz und queer durchstrichen, welche ein Mann wie Engel wieder herstellen zu müssen glaubte, und wirklich wieder herstellte, so würde er die Anspruchslosen Fremdlinge höflicher behandelt haben. Lächerlich wird aber der Tadel dieses Mannes, wenn man weiß, daß Er, ehe Er meine Person haßte, ein Liebhabertheater in Bremen errichtete, es mit den Indianern in England eröffnen ließ, und selbst die Rolle des Kaberdar spielte. Vermuthlich hatte er dabey die Absicht, sich selbst und sein Publikum angenehm zu unterhalten, folglich gefiel ihm das Stück. Bald nachher aber glaubte er sich von mir beleidigt, und folglich mißfiel es ihm.

Nachdem wir gesehen, wie und was die Recensenten von mir sprechen? so wollen wir nun untersuchen: warum sie so sprechen?

„Die

„Die Leidenschaften,“ sagt Erasmus, „verhalten sich zum Verstande, wie das Pfund zum Quentgen; die Vernunft sitzt in einem engen Winkel des Kopfes, die Leidenschaften nehmen den ganzen Körper ein.“ — Durch die verhasste Broschüre, die im Jahre 1790 meine Feder entweihete, hatte ich das Unglück, mehr als Eine jener gewaltigen Leidenschaften zu wecken. Zwar muß ich mit Hochachtung bekennen, daß unter den Beleidigten selbst, nur wenige sich unedle Rache erlaubten; aber das Geschrey ihrer protecteurs und protégés, ihrer Vettern und Verwandten, ihrer Freunde und Bewunderer; das Klaffen der kleinen Geister, die, wenn die Schriften eines Mannes Aufsehn erregen, mit Verlangen nur auf den Ersten Ton der Mißbilligung warten, um sogleich einzustimmen;\*) Alles das bildete eine mächtige Parthey gegen mich. Das also war die Erste Quelle aller der Bitterkeiten, die mir seit 6 Jahren in so reichem Maaße zugemessen worden. Aber es giebt noch eine Andere, aus der sie Alle, und zu allen Zeiten schöpfen, und die, wie die Schwefelhöhle zu Pyrmont, einen giftigen Dampf aushaucht, der Alles erstickt, was zu viel Leben hat — diese Quelle heißt Neid!

\*) Hieron muß ich ein merkwürdiges Beispiel anführen. Ein gewisser Herr G. ließ einige sehr hämische Dinge gegen mich im Gothaer Theater-Kalender drucken. Fünf Jahre nachher kam er nach Neval, wo er meine Bekanntschaft mit Eifer suchte, und wo man ihn einst in einer Gesellschaft fragte: wie er dazu gekommen, mich anzugreifen, da er nie von mir beleidigt worden? — „Ich bitte euch, schweigt,“ versetzte er in Verlegenheit; „es war damals Ton, über K. herzufallen, und da mußte ich ja wohl mit einstimmen.“

sie wälzt ihr trübes Wasser über jedes Blümchen, das von Kunstliebe erzeugt, und vom Publikum gepflegt wurde.

„Neid folgt dem Verdienst,“ sagt Pope, „wie dem Körper der Schatten; wo du Rauch siehst, da vermuthest du Feuer, und wo der Neid grinzet, da geht ein Talent vor ihm her.“

Der Neid bläset mit seinem giftigen Odem den Weh-  
rauchdampf auseinander. \*) Sobald ein Mensch das Unglück hat, sich auszuzeichnen — verschwunden sind seine Ansprüche auf Gerechtigkeit der Zeitgenossen; er müßte denn die Kunst verstehen, sich furchtbar zu machen, oder zu irgend einer Parthey gehören; wo nicht, so werden selbst diejenigen, die berühmter sind als er, ihm kaum verzeihen, daß er auch ein wenig Lärm macht, wenn sie gern allein lärmten möchten. \*\*) Mein Hauptverbrechen ist also: daß ich mehr gefallen habe, als gewissen Leuten behagte, und es gereicht mir zur Ehre mit Moliere in gleicher Verdammniß zu seyn; \*\*\*) auch hat mir, wie ihm, schon man-  
cher

\*) L'envie détourne loin de l'auteur le parfum suave des élogés, elle y substitue l'odeur empestée de la Critique et de la Calomnie. Helvetius de l'homme.

\*\*) Dès qu'un homme a eu le malheur de se distinguer à certain point, à moins qu'il ne se fasse craindre, ou qu'il ne tienne à quelque parti, il ne doit plus compter sur l'équité des autres à son égard, et ce sera beaucoup, si ceux mêmes, qui sont plus célèbres que lui, lui pardonnent la petite portion qu'il a du bruit, qu'ils voudroient faire tout seuls. Rousseau.

\*\*\*) Le plus grand mal que je leur aye fait, c'est que j'ai eu le bonheur de plaire, un peu plus qu'ils n'auroient voulu, Moliere,

cher verständige Mann, wenn gleich nicht in Versen, zu-  
gerufen:

Laisse gronder ces envieux,  
Ils ont beau crier en tous lieux,  
Qu' envain tu charmes le vulgaire, \*)  
Que tes vers n' ont rien de plaisant;  
Si tu saurois un peu moins plaire,  
Tu ne leur déplairois pas tant.

*Boileau.*

Ein Beklagter in meiner Lage kann wohl überhaupt nichts bessers thun, als die berühmtesten Sachwalter für sich sprechen lassen; ich werde daher noch manches über diesen Gegenstand von Männern borgen, die eben so gedacht haben als ich, und es besser zu sagen verstehn.

Jedes hervorragende Talent \*\*) ist, allgemein genommen, ein Gegenstand des Hasses; daher die Begierde, mit welcher hämische Recensionen gekauft werden. Warum würde man sie sonst so gern lesen? — um den Geschmack zu vervollkommen? — aber die Recensenten sind weder Longins noch Despreaux; es ist ihnen auch gar nicht um Aufklärung des Publikums zu thun. Wer selbst etwas Gutes liefern kann, der giebt sich nicht damit ab, Andere zu tabeln. Das Unvermögen, es besser zu machen, ist die Mutter der Kritik. Ihr Gewerbe ist niedrig. Die

E 4

Des-

\*) Vulgaire, den großen Haufen; so nennen die Recensenten alle diejenigen, die nicht so denken, wie sie.

\*\*) Helvetius, de l'homme.

Desfontaines standen gegen Racine auf, und fanden Gehör, denn die Narren gewannen dadurch Zeit, die unerträgliche Last der Hochachtung abzuschütteln.

Wütender Tadel ist das einzige Lob, welches der Zeit ausspendet; das Erste, welches dem guten Schriftsteller zu Theil wird; das Einzige, welches er seinen Nebenb. h. ern zu entreißen vermag.

Fast in allen Ländern sind Genie und Talent, wie bey den Römern die Gefangenen, ein Raub wilder Thiere.

Die letzte Zuflucht der Eitelkeit ist Verachtung der Talente.

Warum wird ein Mann von Genie heftiger verfolgt, als ein Mörder? — Darum, weil ein Mörder nur die Freunde und Verwandten des Ermordeten sich zu Feinden machte, der Mann von Genie hingegen das Heer der Recensenten.

Hast du das Unglück, mittelmäßig zu seyn, \*) so foltert dich die Neue; gefällst du aber, so stehen tausend Verfolger gegen dich auf. Du wandelst am Rande eines Abgrunds zwischen Verachtung und Haß. — Wie? man sollte mich verfolgen, weil ich ein Schauspiel schrieb, das beklatscht wurde? — Ja, mein Freund! — zwanzig Federn werden dir sogleich beweisen, daß dein Schauspiel nicht hätte beklatscht werden sollen. — Der Abbee Daurignac, der ein schlechtes Trauerspiel geschrieben hatte, behauptete: Corneille sey kaum gut genug für die Lampen.

\*) Voltaire.

penpuzer. Corneille piaille toujours, ricane toujours, et ne fait jamais rien qui vaille. Es gab Leute, die ihm glaubten, denn er war königlicher Hofprediger, so wie es heutzutage Leute giebt, die Herrn Huber glauben, denn er ist ein — Recensent.

U! jener Tadel \*) ist das Werk von vier oder fünf kleinen unglücklichen Schriftstellern, die nie durch sich selbst die Neugierde des Publikums reizen konnten. Sie halten sich fertig zum Angriff, so oft ein Stück erscheint, das mit Beyfall gekrönt wird.

Was wir besitzen, rühmen wir, und was uns fehlt, verachten wir. \*\*) Der Augenblick, \*\*\*) in dem der Neid unfreywillig bewundert, ist der nämliche, in dem er sich zu rächen schwört!

Sehet da das enthüllte Geheimniß. Wahrlich! ihr könnt mir auch nicht Einen Schriftsteller nennen, dessen Werke schnelle und große Wirkung auf seine Zeitgenossen hervorgebracht haben, der nicht, so lange er lebte, von hämischen Recensenten angebellt, zersezt, zerrissen, zerstückelt, zerprickelt und begeistert worden wäre. Wie leicht ließen sich noch hundert Beweise dafür anführen; aber wozu? — sie haben Voltaire und die Propheten Helvetius, Racine, Moliere, Dorat, Rousseau; wenn sie diese nicht hören wollen, so würden sie auch nicht hören, wenn ein Engel vom Himmel zu ihnen redete.

\*) Racine.

\*\*) Helvetius.

\*\*\*) Dorat.

## Fünftes Fragment.

Ueber die Geringschätzung, welche die Recensenten für den Beyfall des Publikums affektiven.

Es ist drollig zu sehn, wie die guten Leute sich martern, um auch das Einzige, was sie mir nicht absprechen können, weil es Thatsache ist — nemlich den Beyfall des Publikums — zu einer so geringfügigen Sache herabzuwürdigen, daß man sich dessen beynah schämen möchte. Wenn man ihnen glauben wollte, so gehört es mit unter die Ersten Kennzeichen eines vortreflichen Stückes — daß Niemand es sehen mag. Veruft man sich auf allgemeinen Beyfall, so zucken sie die Achseln, oder seufzen, beklagen den verdorbenen Geschmack; prophezeihen, daß die Nachwelt es nicht werde begreifen können, wie man solche Stücke so hoch erhoben; daß es unserm Jahrhundert zur unauflöschlichen Schande gereiche; daß wir überhaupt noch gar kein Nationaltheater haben, und haben können; kurz, sie plaudern so viel und schreyen so laut, daß man endlich wohl selbst mißtrauisch gegen den errungenen Beyfall werden müßte, wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, daß der Neid sich zu allen Zeiten eben so geberdet hat.

„Es ist doch wunderbarlich,“ sagt Moliere, „daß ihr diejenigen Stücke tadelt, denen Alles zufließt, und nur diejenigen lobt, die vor leeren Bänken gespielt werden.“

(C) est

(C' est une étrange chose, que Vous condamniez les pieces où tout le monde court, et ne disiez jamais du bien, que de celles où personne ne va.) \*)

„Es giebt Leute mit der Renner-Miene, die dem Parterre allen Menschenverstand absprechen, und sich schämen würden in seiner Gesellschaft zu lachen, wäre es auch über die wichtigsten Dinge von der Welt.“

(Ils sont de ces Messieurs du bel air, qui ne veulent pas que le parterre ait du sens commun, et qui feroient fachés d' avoir ri avec lui, fut ce de la meilleure chose du monde.)

„Ich möchte doch wohl wissen, ob die Erste Regel aller Regeln nicht die ist, zu gefallen? und ob ein Stück, welches diesen Zweck erreicht hat, nicht gut seyn müsse? Soll denn ein ganzes Publikum sich irren? und ist denn nicht ein Jeder der gütigste Richter über das Vergnügen welches er empfunden?“

(Je voudrois bien savoir, si la grande regle de toutes les regles, n' est pas de plaire? et si une piece de theatre, qui a attrapé ce but, n' a pas suivi un bon chemin? Veut - on que tout un public s' abuse sur ces sortes de choses? et que chacun n' y soit pas juge du plaisir qu' il y prend?)

„Es

\*) Wenn ich den Beweiststellen, die ich, zur Beschämung einer schwer zu beschämenden Menschenklasse, hier anführe, jedesmal den Grundtext beifüge, so geschieht es, um zu zeigen, daß ich ihn nicht zu meinem Vortheil verdrehe, sondern unverfälscht liefere.

„Es wird endlich so weit kommen, daß wir nicht  
 „mehr essen und trinken, oder irgend Etwas schmackhaft  
 „finden dürfen, ohne die Erlaubniß der Herren Kunst-  
 „richter.“

(Nous voilà réduits à ne nous plus croire, et  
 jusqu' au manger et au boire, nous n' oserons plus  
 trouver rien de bon, sans le congé de Messieurs les  
 Experts.)

„Es giebt Leute, die von Weisheit strotzen, und die  
 „es sich selbst sehr übel nehmen würden, mit Andern ei-  
 „nerley Meynung zu seyn, weil sie die Ehre haben wol-  
 „len, zu entscheiden.“

(Il y a des gens que le trop d' esprit gâte, et  
 qui feroient bien fachés, d' être de l' avis des autres,  
 pour avoir la gloire de decider.)

„Ein Werk zu verdammen, das dem Publico gefällt,  
 „halte ich für eben so schwer, als eines zu vertheidigen,  
 „das ihm mißfällt.“

(Je tiens aussi difficile de combattre un ouvrage,  
 que le public approuve, que d' en defendre un, qu' il  
 condamne.)

„Wenn du ein Stück verhöhnst, das gefallen hat, so  
 „tabelst du weniger die Kunst des Verfassers, als das Ur-  
 „theil derjenigen, die ihm Beyfall schenkten.“

(Lorsqu' on attaque une pièce, qui a eu du succès,  
 n' est ce pas attaquer plutôt le jugement de ceux qui  
 l' ont approuvée, que l' art de celui qui l' a faite?)

„Es

„Es giebt nur Eine über Alles erhabene Kritik, sagt  
 „Marmontel, nemlich die des Publikums. Was jene  
 „Einzelnen betrifft, die keine andere Ansprüche haben, als  
 „ihre eigenen fecken Anmaßungen; so läßt man ihnen die  
 „Freiheit, sich durch Selbstvertrauen zu hintergehen; nur  
 „müssen sie sich auf dieses Privilegium einschränken.“

(Il n' y a de critique universellement supérieure que le public — à l' égard des particuliers, qui n' ont que des pretentions pour titre, la liberté de se tromper avec confiance est un privilège, auquel ils doivent se borner.)

„Ist es nicht lächerlich, sagt Voltaire, feck zu be-  
 „haupten: daß ein Stück, welches zu Paris und im alten  
 „Rom gefallen hat, nicht hätte gefallen sollen?“

( — de dire avec hardiesse, que ce qui a plû à Paris et dans l' ancienne Rome, n' a pas dû plaire.)

„Das Publikum, sagt Boileau, ist kein Richter, den  
 „man belehren kann, oder der die Leidenschaften Anderer  
 „zum Maasstabe seines Urtheils nimmt. All' der Lärm,  
 „alle die Schreibereyen, die gewöhnlich ein mit Beyfall  
 „gekröntes Werk herabzuwürdigen streben, dienen nur, den  
 „Beyfall zu vermehren, und das Verdienst auffallender zu  
 „bezeichnen.“

(Le public n' est pas un juge, qu' on puisse corri-  
 ger, ni qui se regle sur les passions d' autrui. Tout  
 ce bruit, tous ces écrits, qui se font ordinairement  
 contre des ouvrages où l' on court, ne servent qu' à  
 y faire encore plus courir, et à en mieux marquer le  
 mérite.)

„Die

„Die Literatur-Zeitung mag immerhin belten, daß  
 „ungelehrte Publikum beharrt hartnäckig auf seiner Be-  
 „wunderung.“

(L' Academie en Corps a beau le censurer,  
 Le public révolté s' obstine à l' admirer.)

*Boileau.*

„Man weiß recht gut, sagt Helvetius, wie viele Mü-  
 „he man sich giebt, diejenigen lächerlich darzustellen, die  
 „als Schriftsteller Anspruch auf die Achtung ihrer Nation  
 „machen: aber der Mann von Verdienst verachtet dieses  
 „Bestreben, als eine Wirkung des Neides jener kleinen  
 „Geister, die sich einbilden, daß, wenn Niemand Verdienst-  
 „Proben ablegte, sie auch wohl glauben dürften, welches  
 „zu besitzen, so gut als jeder Andere, und die daher nicht  
 „leiden können, daß man solche Ansprüche geltend mache.“

(On fait les ridicules qu' on s' efforce de donner  
 à ceux, qui prétendent en qualité d' auteurs à l' estime  
 de leur nation: mais ces ridicules ne font nulle im-  
 pression sur l' homme de mérite, il les regarde com-  
 me un effet de la jalousie de ces petits esprits, qui,  
 s' imaginant, que, si personne ne faisoit preuve de  
 mérite, ils pourroient s' en croire autant qu' à qui que  
 ce soit, ne peuvent souffrir qu' on produise de pareils  
 titres.)

Nun sehe man doch — ich bitte — gegen die großen  
 Männer, deren Gedanken ich hier sammelte, den hochfah-  
 renden Herren Huber auftreten, der dem Publikum auf  
 jedem

jedem Titelblatt seiner zahlreichen Schriften immer ins Gedächtniß zu bringen sucht, daß ein Schauspiel: das heimliche Gericht betitelt, existirt, und der es ihm gar nicht verzeihen kann, daß es, trotz der so oft wiederholten Erinnerungen, jenes Produkt, wenigstens auf der Bühne, so kühl aufgenommen hat.

„Es wäre schlimm,“ sagt er in der Recension über die edle Lüge; „es wäre schlimm, wenn wir nicht auf „Selten zu hoffen hätten, wo man es unbegreiflich finden „wird, daß Menschenhaß und Neue auf unsern Bühnen „Epoche gemacht, und daß einem solchen Produkt beschie- „den war, worauf unsere besten Köpfe (namentlich Herr Huber) seit langer Zeit Verzicht gethan haben: Enthusiasmus „muß bey unserm Publikum hervorzubringen.“

Ich wünsche dem Herrn Huber die beste Gesundheit, damit er jene frohen Zeiten erleben möge, auf welche er so rührend hofft; Zeiten, wo das Publikum nicht mehr so dumm seyn wird, jene schaaale, schülerhafte und unedle Composition, (denn so nennt er Menschenhaß und Neue) den kräftigen, meisterhaften und edlen Schauspielen des Herrn Huber vorzuziehen; wo seine langweilige Juliane, sein elendes Gütte rettet, und wie die neuern Produkte alle heißen, mit denen er glücklicherweise nur die Buchläden überschwemmt, den höchsten Enthusiasmus hervorbringen werden, auf den sein bester Kopf schon längst Verzicht gethan hat.

Man ergöze sich doch einen Augenblick an dem Bilde, wie dieser unartige Recensent — (denn wirklich seine Aus-  
fälle

fälle sind pöbelhaft, und verrathen nicht das geringste Gefühl für die Sittlichkeit, die man jedem, auch einem getadelten Schriftsteller, schuldig ist,) wie geschmeidig er wird, wenn von ihm selbst die Rede ist; wie sanft er sich streichelt; wie wohlgefällig er sich im Spiegel besieht.

In seiner Vorrede zu dem Schauspiel: Güte rettet, gesteht er ein, daß man dem englischen Original eine Vernachlässigung und Buntscheckigkeit des Dialogs, ein wildes Getreibe in der Handlung und eine grelle Uebertreibung der Charaktere mit Recht vorwerfen könne; bemohngeachtet aber ist es ein herrliches Stück, das unstreitig, von Herrn Huber bearbeitet, auf unsern Bühnen das außerordentlichste Glück machen wird; denn Herr Huber hat die Fehler verbessert oder gemildert, er hat aus einem Hogarthischen Gemählde — man höre doch wie bescheiden — ein Chodowieckisches Bild gemacht.

Ich weiß nicht, wie die Engländer dieses Stück aufgenommen haben; ich weiß aber wohl, was Herr Huber davon gesagt haben würde, wenn ich der Verfasser desselben wäre, und bedaure übrigens, daß er sich vergebens mit dem außerordentlichen Glück seines Pfleglings geschmeichelt hat. Er muß sich abermals mit der Hoffnung auf jene bessern Zeiten trösten, wo man auch das unbegreiflich finden wird. Der Leser aber werfe einen mitleidigen Blick auf den eiteln Mann, der, von Neid beherrscht, die dem Publikum schuldige Achtung so ganz vergißt, und ihm mit dürren Worten unter die Nase sagt: es lasse sich nur durch schale, schülerhafte und unedle Compositionen in Entbusiasmus



„ne Stelle würkt, Thränen, die das Vergnügen ihm auß-  
 „preßt. Der verzweifelnde Huber, dem dieses Vergnü-  
 „gen eine Marter ist, weint auch in einem Winkel, aber  
 „es sind Thränen der Wuth. — Wohlan, armer Huber!  
 „wenn diese gebrechliche Ehre, dieß Glück eines Andern  
 „dein Herz zerreißt, so ziehe mindestens Vortheil aus dei-  
 „nem Kummer, verdiene einen ähnlichen Beyfall; dichte,  
 „seile, und vor allen Dingen streiche aus. Dem Publikum  
 „gefällt Menschenhaß und Neue; ist das eine Beleidigung  
 „für dich? wohlan, fasse Muth! schreibe! mach' es besser!“  
 — Aber nimm es mir nicht übel, daß, so lange ich mit  
 Moliere ausrufen kann:

Piece qu' en plusieurs lieux on fronde,  
 Mais où partout va tant de monde,

ich deine ohnmächtige Wuth nicht achten werde. „Die bes-  
 „ste Antwort,“ sagt eben jener große Dichter, „welche  
 „man den Recensenten geben kann, ist ein neues Schau-  
 „spiel, welches so wie alle übrigen Beyfall erhält.“ Diese  
 Antwort haben die Herren schon oft von mir erhalten, aber  
 dennoch die Hoffnung noch nicht aufgegeben, das Publikum  
 zu überreden, daß es einen erbärmlichen Geschmack besitzt.

„Eitel“ — sagte die Literatur-Zeitung im März 1794,  
 und sprach sich ihr eignes Urtheil — „Eitel sind auch bey  
 „andern Nationen oft die besten Schriftsteller; allein der  
 „anmaßliche impertinente Ton, in welchem nicht bloß  
 „Knaben und Stümper, sondern viele sonst wirklich gute  
 „Köpfe, und manche betagte treffliche Schriftsteller, zum  
 „Publi-

„Publikum sprechen, — dieser Ton ist außer Deutschland  
„ganz unerhört.“

In der Literatur-Zeitung ist dieser anmaßliche impertinente Ton bekanntlich zu Hause. Ueberall Geringschätzung des Publikums, sobald es nicht glauben will, was sie glaubt. Wagt es, seinen Beyfall zu äußern, ehe es vom Herrn Vormund Erlaubniß dazu erhalten; so heißt es nicht mehr Publikum, sondern großer Haufe. Alle die Menschen, zum Exempel, die in den vornehmsten Städten Deutschlands, bey Aufführung meiner Stücke, Parterre und Logen füllen, lachen und weinen, loben und klatschen; die sind nicht das Publikum, sondern der große Haufe. Aber da hinten steht Einer in der Ecke, und grinzet und kaut an den Nägeln — aha! der ist das Publikum! der bewahrt in seinem Busen das reine Feuer des ächten Geschmacks! Zwar, jetzt wird er vom großen Haufen überschrien, und spitzt vergebens den Mund, um zu pfeifen; aber harret nur, Morgen setzt er sich nieder und schreibt eine Recension für die Literatur-Zeitung, und beweist euch mit vornehmen Lächeln, daß ihr Alle Dummköpfe waret.

Ein verwegener Spott ist es, wenn die Recensenten sich denn doch zuweilen auf das Publikum, als den obersten Richter, berufen, ein Richter, dem sie alle Augenblicke selbst vorwerfen, daß er nicht zu richten verstehe. Das thun sie aber auch nur, wenn sie in großer Noth sind; so wie vormals die Päbste den griechischen Kayser zu Hülfе zu rufen pflegten, wenn sie überall gedrängt wurden, ob sie gleich sonst seiner Oberherrschaft spotteten.

Im Intelligenzblatt des Januars 1795. findet man ein solches merkwürdiges Recensentenbekenntniß. „Ich weiß nur zu gut,“ sagt er, „daß der Abstand des Autors und Recensenten, von dem gemeinschaftlichen Richter, dem Publiko, gleich weit ist.“

Sehr wohl! wenn nun aber das Publikum diese schönen Worte wirklich für Ernst nimmt, und sich zum Richter zwischen Autor und Recensenten aufwirft, so wird auf Einmal ein großer Haufe daraus, dessen Stimme ungültig ist. — So sagt mir doch, ich bitte Euch! wie soll denn das Publikum seinen Richterspruch bekannt machen? — ich weiß, bey den Göttern! keine andere Art, als die des lauten Beyfalls oder Mißfallens. Wenn es dieses oder jenen äußert, so hat es wirklich entschieden, worauf ihr euch demüthig verbeugen und abtreten solltet. Thut ihr das nicht, so ist es ja offenbare Spiegelsechtereiy mit eurer Ehrfurcht vor dem Publikum, und ihr zeigt klar, daß ihr nur euch selbst für den obersten Richter haltet.

Wenn ich einen Ebstnischen Amtmann sehe, (das heißt hier zu Lande einen Dekonomieverwalter auf einem adlichen Gute,) wenn ich gewahr werde, wie streng er, so oft es unbemerkt geschehen kann, den armen Bauer züchtigt, der es wagte, sich über ihn bey der Gutsheerrschaft zu beschweren, so fällt mir immer der Recensent ein, der es dem Schriftsteller zum Verbrechen anrechnet, sich auf eine höhere Autorität zu berufen, und ich sehe zwischen beiden keinen andern Unterschied, als den: der Amtmann nimmt sich in Acht, seinen Unfug im Angesicht des Gutsheerrn zu  
treis

treiben; der Recensent hingegen ist so unverschämt, unter den Augen des Publikums dessen Gewalt zu spotten.

So haben die Herren es mir zuweilen sehr übel genommen, wenn ich auf den Beyfall des Publikums trogte. Wenn man sie hört, sollte man glauben, die Erste Pflicht eines Schriftstellers, der das Unglück hat, dem Publikum zu gefallen, sey die: die Feder niederzulegen. Mich deucht aber: das Publikum würde mit mehrerem Rechte es mir verargen, wenn meine Schauspiele ihm mißbehagten, und ich dagegen auf den Beyfall der Recensenten pochte; ein Fall, in welchem Herr Huber und seines Gleichen sich befinden.

Zwar weiß ich recht gut, daß diejenigen, die sich auf das Zusauchzen der Menge verlassen, jenen römischen Kaysern gleichen, die nach einer Regierung von wenigen Jahren oder wenigen Tagen, von den nehmlichen Legionen ermordet wurden, denen sie ihre Erhebung verdankten, und diese Wahrheit führt mich auf die Untersuchung: in welchen Fällen eigentlich ein lauter Beyfall für den wahren Werth eines dramatischen Dichters beweist? eine Untersuchung, die von sämtlichen Herren Recensenten bis jetzt sehr geßichtlich vermieden worden, weil sie freylich nichts dabey gewinnen können.

Ein Schauspiel würkt entweder auf die Sinne, durch äußern Prunk, Feereyen, Turniere, Gespenster, Soldaten, Decorationen, Gesang und Musik; oder auf den Verstand, durch Lebensphilosophie, Sentenzen und Reflexio-

nen; oder auf das Herz, durch Schilderung edler Tügte, rührender Situationen, häuslichen Glücks, unterdrückter Rechtschaffenheit u. s. w. Eine vierte Art der Wirkung kenne ich nicht. Wenn ich also höre: der Enthusiasmus des Publikums ist für dieses oder jenes Stück entbrannt! so frage ich sogleich: zu welcher Gattung zählt man das Stück? — Wird mir hierauf zur Antwort: es heißt Klara von Hoheneichen, oder Walltron, oder die Zauberflöte; so schlage ich mich auf die Seite der Recensenten, und traue dem Urtheil des Publikums nicht auf Ein Haar, denn seine Sinnlichkeit ist bloß gefesselt und bestochen worden. Hier tritt also der Fall ein, wo man mit Huber auf die bessern Zeiten hoffen darf, und selten lange vergebens hofft.

Erfahre ich hingegen: das Stück wird gespielt ohne Sang und Klang; es kommen weder Mitter noch Geister darin vor; so schließe ich daraus, und nie mit Unrecht, es müsse auf den Verstand, mehr aber noch auf das Herz wirken. (Denn den bloß verständigen oder geistreichen Stücken geht es wie Göthes Iphigenie, Hubers heimlichen Gericht u. s. w., man erkennt ihren Werth, aber man sieht sie nicht oft, weil die Genüsse der Vernunft weniger reizend sind, als die des Gefühls, und weil Bewunderung immer kalt bleibt.)

In solchen Fällen also ist mir der Enthusiasmus des Publikums ehrwürdig, und der Gegenstand desselben muß innern Werth haben; denn es wird wohl Niemand so kühn seyn, zu behaupten, daß man auf Verstand und  
Herz

Herz vieler Tausende durch Zoten oder Poffen wirken könne. — Ich fodere das ganze Heer der Recensenten auf, mir, was ich hier gesagt, gründlich zu widerlegen.

„Halt!“ höre ich Einen aus der Junft triumphirend ausrufen: „ich will durch ein Einziges Factum dich kräftigt widerlegen. Sieh hier die Originalromane der Deutschen; sie sind bis zu vierzig Bänden angewachsen; folglich kauft und liest sie das Publicum, und das ist doch wohl ein souverainer Beweis für die Ungültigkeit seines Urtheils?“

Um Verzeihung, das beweist gar nichts; der Recensent müßte denn eine Zahl von etwa 500 Personen, zur Würde des Publicums erheben. Denn wer mit dem Buchhandel nur Etwas bekannt ist, der wird wissen, daß, wenn der Verleger ein geringes Honorarium zahlt, er bey einem Absatz von 500 Exemplaren schon ansehnlich gewinnt; und folglich kann ein solches Bändereiches Werk wohl in seiner Mittelmäßigkeit bestehen, ohne seine Fortdauer dem eigentlichen Publico zu verdanken: die Lesecabinette in Deutschland sind allein hinlänglich ihm seine Existenz zu verbürgen, weil sie Alles anschaffen müssen, um vollständig zu seyn. Ein Anderes wäre es, wenn der Recensent beweisen könnte, daß die Originalromane der Deutschen mehrere starke Auflagen erlebt, daß sie nachgedruckt, in fremde Sprachen übersetzt worden; dann würde er mit Recht über das feichte Publicum spotten.

In der Literaturzeitung vom März 96. werden Ifflands Schauspiele gelobt, und wer stimmt nicht gern in

dieses Lob mit ein? Iffland ist ein liebenswürdiger Dichter, treu der Natur, und unerschöpflich in rührenden Darstellungen häuslicher, interessanter Situationen. Das sage ich aus der Fülle meines Herzens, und das Urtheil eines Nebenbuhlers ist gewiß unbestochen. Aber wenn ein Recensent den Umstand erwählet: daß Ifflands Stücke oft gespielt werden, und daraus den Schluß zieht, daß sich für die Fortschritte des reinen Geschmacks viel angenehmes hoffen lasse; so schließt er inconsequent; denn meine Stücke werden wenigstens eben so oft gespielt als Jene. Da nun aber das, wie die Recensenten wollen, gerade gegen den Geschmack des Publicums beweist, so folgt daraus, daß das Publicum zugleich Fortschritte und zugleich Rückschritte thut, und daß also der Recensent etwas Albernnes gesagt hat.

Ich glaube hinlänglich erwiesen zu haben, daß die Literaturzeitung, in Rücksicht auf das Publicum, zu denjenigen Freunden gehört, die die besten, nachgiebigsten Leute von der Welt sind, so lange man ihnen Recht giebt; mit denen man aber plötzlich zerfällt, so bald man es wagt, ihnen zu widersprechen. Sie hat keinen andern Maasstab für fremdes Verdienst, als ihr eignes Urtheil, und wer das nicht unterschreibt, der ist ein Dummkopf.

Wohlan! wenn ihr Urtheil doch nur immer gleichlautend wäre; wenn es sich nicht so oft widerspräche; wenn sie einerley Sache nicht hier tadelte und dort lobte; wenn man ihr Institut als ein Ganzes betrachten könnte, in dem überall der nehmliche Geist weht: so würde man  
ihr

ihr ein wenig Anmassung zu Gute halten. Aber weit gefehlt! sie wird vielmehr größtentheils bloß von Leidenschaften, oder äußern Rücksichten auf Rang, Stand und sonstige Verbindungen beherrscht. Da man Beschuldigungen, die so hart klingen, nicht, wie die Literaturzeitung zu thun pflegt, ohne Beweis hinwerfen darf; so will ich auch hiervon einige Proben liefern.

### Sechstes Fragment.

#### Widersprüche der Literaturzeitung.

Im December 1790 recensirte die Literaturzeitung Herrn Schincks dramaturgische Monate, und sagte unter andern: „Die Beurtheilung von Menschenhaß und Reue ist nach allen Rücksichten, die Einheit des Gefühls, Begriffe des Wahren und Schönen. und Zweck der dramatischen Dichtkunst angeben, meisterlich gearbeitet. Hr. v. Kozebue erregt Aufsehen und verdient es zu erregen. Um so mehr muß die Kritik wachen, damit nicht das imitatorum pecus gerade seine Vernachlässigungen für das Verdienst achte welches Aufsehn erregt, und unsere Bühne mit grotesten Lächerlichkeiten überhäufe. Diese Pflicht der Kritik ist nun hier mit der Achtung ausgeübt, die man Hr. v. K. schuldig ist.“

Das heißt mit andern Worten: Die Literaturzeitung unterschreibt jenes Urtheil, da sie selbst es meisterhaft

nennt. — Und was sagt Hr. Schinck dort in den dramaturgischen Monaten? — Es würde eitel scheinen, wenn ich die Ersten paar Seiten wollte abdrucken lassen; also nur so viel als nöthig ist, um von diesem so laut gebilligten Urtheil einen Begriff zu geben. Hr. Schinck erzählt vorläufig, welche allgemeine Sensazion Menschenhaß und Neue bey allen Publikums hervorgebracht, und fährt dann fort:

„Beweis genug, daß es diesem Schauspieler nicht an wahren und großen Schönheiten fehlen müsse. So ist es denn auch wirklich. Der Verfasser — besitzt die hervorspringendsten Dichtertalente — hat eine sehr feurige, lebhaftere Imagination, glückliche Darstellungsgabe, Neuheit in den Characteren, feine Wahl der Situazionen, treffenden Witz und leichten Dialog, u. s. w.“

Hr. Huber hingegen hofft sehnsuchtsvoll auf die bessern Zeiten, wo man jene allgemeine Sensazion unbegreiflich finden wird; weil er vergessen hat, daß die Literaturzeitung ein Paar Jahre vorher selbst gesteht: ich hätte verdient Aufsehn zu erregen. Er spricht mir jedes Talent ab, nennt meine Composition schal, schülerhaft und unedel, und sündigt schon durch diese unedeln Ausdrücke gegen die Achtung die man mir schuldig ist. Hr. S. gesteht mir Neuheit in den Characteren zu; Hr. H. nennt es einen lägenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität. Hr. S. lobt die feine Wahl der Situazionen, Hr. H. nennt Calaliens Neue platt und spricht von meinem gewöhnlichen Mangel an Geschmack. Hr. S. meynt, ich verstehe  
einen

einen leichten Dialog zu schreiben; Hr. H. nennt ihn (in der Recension des Papagoy's) plump, steif und schülerhaft. Hr. S. endlich sagt: ich hätte die wirksame Vermischung des Rührenden und Lächerlichen glücklich zu benutzen gewußt; Hr. H. nennt es: eine Zwitterart der Kunst, ein weinerlich poffenhaftes Schauspiel.

Hat man wohl jemals zwey widersprechendere Beurtheilungen gelesen? Und beyde sind von der Literaturzeitung gebilligt worden, die Eine, indem sie sie laut für meisterhaft erkannte; die Andere, indem sie sie einrückte. Wem soll ich nun glauben? — nach welchem Urtheil soll ich mich richten? — nach dem von 1790? oder dem von 1792? wessen Ausspruch hat mehr Gewicht in der literarischen Welt? der des Hr. Huber? oder der des Hr. Schinck?

Wenn ich die Literaturzeitung um den Zweck ihres Daseyns befrage, so wird sie mir vornehm antworten: Berichtigung des Kunstgefühls, Ausbreitung eines ächten Geschmacks u. s. w. Nun ist aber Einheit des Ganzen ein unbezweifeltes Grundgesetz für alle die Gesellschaften, die auf einen gewissen Zweck hinarbeiten; es muß nur Ein Geist athmen in Allem was sie unternimmt; es muß nur Eine Seele alle ihre Glieder beherrschen. Sobald diese Einheit mangelt, sobald fällt auch das Vertrauen des Publikums weg. Es ist nicht mehr ein Richterstuhl, der nach festbestehenden Gesetzen spricht; sondern es sind zehn oder zwanzig einzelne Männer, die da loben oder tadeln, nachdem sie es mehr oder weniger verstehen, besser oder schlechter verdaut haben.

Es ist mir daher unbegreiflich, wie die L. Z. im Intell Blatt vom 25ten Novbr. 1795. behaupten konnte: „Der Verfasser einer Recension in Nro. 180. könne keine „Notiz nehmen von einer 26 Stücke spätern Recension, „die einen andern Verfasser hat.“

Heißt das nicht mit andern Worten: wir raffen Urtheile zusammen, so wie sie uns vor die Hand kommen; wir sagen heute Ja und morgen Nein, denn wir haben keinen festen Plan, und wenn wir in Nro. 1. streicheln, so ist es uns deshalb unverwehrt, in Nro. 26. zu fragen.

Ich hingegen meyne, daß jener andere Verfasser; oder wenigstens der Herr Redacteur, wohl hätte von Nro. 180. Notiz nehmen können und sollen; denn schon das majestätische Wir, dessen sich die Recensenten bedienen, legt ihnen die Pflicht auf, Alle aus Einem Tone zu sprechen, weil sonst gar keine vernünftige Ursache dieser Affectation gedenkbar ist. Das Urtheil des Recensenten, als einzelne Person betrachtet, (und so will ja die L. Z. ihn hier selbst betrachtet haben,) ist mir, wenn es gegen mein eignes Urtheil streitet, nichts werth; weil es sehr natürlich ist, daß, wenn ich eine Sache schön finde, und ein Anonymus findet sie nicht schön, ich meinem Urtheile mehr traue. Nur in so fern ich das Seinige als den Ausfluß einer ganzen Gesellschaft verehere, die aus den hellsten Köpfen besteht, oder gleichsam als das Protocoll dieser Gesellschaft; nur in so fern kann es mein eignes Urtheil überwiegen. — Nimmt freylich der Anonymus die Larve ab, und es kommt etwa ein Schiller zum Vorschein, ja  
dann

dann wird man mit Recht mißtrauisch gegen eigene Schriftsteller - Eitelkeit; so lange es aber nur ein verkappter Huber oder Friedrich Schulz bleibt, so lange besteht der Grundsatz:

Die Literatur - Zeltung kann nur Autorität haben, in so fern sie als ein Gesetzbuch des Geschmacks betrachtet wird. Siebt es aber wohl ein Gesetzbuch, das sich alle Augenblicke widerspricht? und wo man sich damit entschuldigen darf: „der Mann, der das Gesetz Nro. 180. machte, konnte keine Notiz von dem Verfasser des Gesetzes 216. nehmen.“

So, zum Beyspiel, hat sich die L. Z. mehrmals spöttelnd, und nicht selten auch mit hämischen Seitenblicken auf den sitzlichen Charakter des Verfassers, gegen die gefallenen Mädchen in einigen meiner Schauspiele erklärt, und mir die tolerante Schilderung dieser unglücklichen Geschöpfe als Sittenverderbniß vorgeführt. Billig sollte man daher von den gestrengen Herren Moralisten erwarten, daß sie eine ähnliche Sprache führen würden, so oft ihnen etwas ähnliches aufstößt.

Nun höre man aber, wie sie in der Recension über das Vermächtniß an Helenen von ihrem Vater, nebst einer Vorrede von Knigge, sich unerwartet menschenfreundlich äußern: „Ein eignes Kapitel,“ sagen sie, „hat er der Toleranz gegen gefallene Mädchen gewidmet, welches strengen Sittenrichterinnen schon darum zu empfehlen ist, weil sie den schlüpfrigen Weg, auf welchem man zum Falle gelangt, daraus kennen lernen können.“

Dhne

Ohne mich dabey aufzuhalten, daß dies kennen lernen können eine abscheuliche Cacophonie ist, die mir das Ohr zerreißt, will ich nur bemerken, daß diese nemliche Entschuldigung sich, und vielleicht mit mehrerm Rechte, auf meine Schauspiele anwenden ließe, und daß es abermals ein harter, und von der Partheylichkeit erzeugter Widerspruch ist, die Toleranz eines Schriftstellers anzupreisen, und die des Andern zu verspotten.

Noch ein Probggen von der behenden Art, mit welcher die Literatur-Zeitung über Manches, was sie nicht rügen mag, leise hinweg zu gleiten weiß. In der Recension eines elenden Trauerspiels, Blanca und Enrico, sagt sie unter andern: „Heinrich handelt ganz als enthusiastischer Liebhaber, und es ist daher kein Wunder, wenn er „der vermählten Blanca dennoch zumuthet, sich mit ihm „zu verbinden, und sich durch den Ersten besten Rathgeber „zu gewaltsamen Rathschlägen hinreißen läßt.“ — Das ist freylich kein Wunder; aber daß die L. Z. in ewigem Widerspruch mit sich selbst, ihre eigenen strengen Grundsätze vergift; daß sie Moralität empfiehlt, über verletzte Moralität schreyt; daß sie dann doch den Einen Schriftsteller sanft durchschlüpfen läßt, indessen sie über den Andern ihr steiniget ihn! ausruft, und dem allen ohngeachtet noch gelesen, noch von manchem mit blindem Zutrauen beehrt wird — das ist ein Wunder!

Alles gewinnt bey ihr ein anderes Ansehn, sobald sie den Verfasser kennt, und mit ihm in Verbindung steht. Ich will nur noch einen einzigen kleinen aber instructiven

Zug

Zug berühren, der dieser Behauptung zum Belege dient. In der Recension der Horen wird es kräftigst vertheidigt, daß gewisse Gedichte in den Horen Elegieen genannt werden, ob man gleich zugestehet, daß sie keine Elegieen sind; und auf dem nemlichen Blatte wird es einem andern armen Teufel sehr verargt, daß er sich unterstanden hat, seine Wiegenlieder Serenaden zu taufen.

Wahrhaftig! all' euer Geschwätz ist eine Serenade, die ihr euren Göthen bringt, und man möchte eine Elegie auf die Verblendung der Leser machen, die sich durch Euren anmaßlichen impertinenten Ton täuschen lassen.

### Siebentes Fragment.

Noch ein Wörtgen über Herrn Huber.

Das kritische Genie dieses wackern Mannes beschränkt sich auf zwey kleine Künste. Die Erste ist, daß, wenn er sich nicht zu helfen weiß, und doch gern etwas sagen möchte, was die Ohren füllt, er eine Menge Worte hinschreibt, die er selbst nicht versteht, und sie, um seine eigenen dunkeln Vorstellungen zu bemänteln, mit dem Beywörtlein gewisser oder gewisse, oder auch eine Art von, verziert und ausstattet. So findet ihr (Hubers vermischte Schriften 2ter Theil) p. 13. ein gewisses Enjouement; p. 15. eine gewisse Einseitigkeit; p. 19. eine gewisse Impassibilität; p. 21. eine gewisse Resignation; p. 30. ein gewisses idealisches Kostüm; p. 33. eine Art von Schmerz  
und

und eine Art von Vollkommenheit; p. 34. eine gewisse Abspannung; p. 37. eine Art von Verhängniß; p. 45. eine gewisse Humanität; p. 50. eine Art von negativem Glend; p. 55. ein gewisser sinnlicher Eindruck und eine Art von Ergöblichkeit; p. 56. gewisse Forderungen; p. 64. eine gewisse Smoothness; p. 72. ein gewisser gout du terroir; p. 99. eine Art von Darstellung; p. 104. eine gewisse Unbestimmtheit; p. 114. eine Art von Huldigung; p. 121. eine gewisse Kälte und Trockenheit; p. 125. eine gewisse Simplizität; p. 126. ein gewisser Rational-Charakter; p. 128. ein gewisser negativer Sinn; p. 130. eine gewisse sittliche Liebenswürdigeit; p. 134. eine Art von Vollendung; p. 137. eine Art von Verdienst; p. 139. Gewisse Theaterkünste; p. 145. eine gewisse Individualität; p. 168. eine Art von edlerer Nahrung; p. 185. eine gewisse Schwerfälligkeit; u. s. w.

Wenn es einem Criticus, dessen Erstes Bestreben Bestimmtheit seyn sollte, erlaubt ist, fast auf jede Seite einen unbestimmten dunkeln Begriff hinzuwerfen, so ist das Critisiren freylich sehr leicht. Vermuthlich ist die Recension des Lustspiels bon bon, in der L. Z. (den 28sten Juny 95.) auch von Herrn Huber; denn in diesem Lustspiele soll ein gewisser liberaler Geist herrschen, und nur ein Huber konnte eine solche dunkle Albernheit dem Publikum für etwas tiefgedachtes aufbringen wollen.

Der zweyte Kunstgriff, dessen sich dieser Mann bedient, ist die Aufhäufung von Superlativen, die den Leser gleichsam betäuben sollen, wie Pauken und Trompeten,

ten, mit denen ein schlechter Komponist seine Symphonie ausfüllt. Da findet man z. B. in elf Zeilen: (S. 144.) unvergleichlichst — höchst — feinst — sanftest — rührendst — oder S. 90. in sieben Zeilen: höchst — reinst — unbedingtest — innigst — ruhigst — einfachst —.

Ich habe wahrlich nur ein paar Beyspiele gewählt, die mir eben in die Augen fallen, ich könnte sie aber eben so anhäufen, wie Hr. H. seine Superlativen. Zieht man seinen Recensionen das Gewisse, die Art und die Superlativen aus, so bleibt ein sehr mageres Gerippe übrig, das nur noch mit einigen Lappen von Eitelkeit und Selbstvertrauen behangen ist.

Seite 90. gesteht er, daß Deutschland die höhere Kritik, wie er sie nennt, (das heißt: seine Kritik,) nicht bedürfe, und schränkt sich daher bescheiden darauf ein, Goethe's Muse ein Denkmal für die Zukunft zu setzen. Das kommt mir gerade so vor, als wenn Löschekohl die Kaiserliche Familie in Kupfer sticht, um ihr ein Denkmal für die Zukunft zu errichten. Auch Jfflands Spiel, als Franz Moor, verspricht er S. 281 zu verewigen, und ihn dadurch für das Flüchtige seiner Kunst schadlos zu halten. Es ist schwer, die Eitelkeit höher zu treiben.

S. 6. macht er dem Publikum das höfliche Kompliment, daß es wahres Verdienst nicht zu schätzen wisse, wie die Engländer und Franzosen, weil man ohne wahres Verdienst vor ihm auftreten, und auf Beyfall hoffen dürfe. Er thut daher mit stolzer (ja wohl stolzer!) selbstbewuß-

ter Bescheidenheit Verzicht darauf, nach Außen hin zu wirken, meynt aber, sein Eifer werde ihn endlich mit der Eroberung belohnen, der er entsagt hatte. Wer möchte wohl so unbarmherzig seyn, ihm diesen Trost zu rauben!

S. 115. wirft er dem armen Publikum abermals Indolenz und Unempfänglichkeit für jedes Kunstwerk vor.

S. 7. sagt er etwas wahres, indem er die Bestimmtheit (die ihm gänzlich mangelt) für einen, kritischen Werken unentbehrlichen Vortheil hält, und daher für nöthig erachtet, eine mittlere Linie der Bildung anzunehmen, und zu fingiren. — Freylich wäre es zu wünschen, daß die Mitarbeiter eines Werkes wie die L. Z. sich über einen gewissen Standpunkt vereinigten, aus dem sie Werke des Geschmacks beurtheilen wollen, damit nicht der Eine zu viel und der Andere zu wenig fodere; damit nicht der Eine ein schaaales Produkt, wie die Gedichte des Herrn Jhlee, sanft durchschlüpfen lasse, indessen der Andere ein ächtes Kind des Genies nackend entkleidet, um irgendwo einen verborgenen Fehler aufzuspüren; kurz, damit Einheit in der L. Z. herrsche, an der sie so großen Mangel leidet. Wir wollen aber billig seyn, und eingestehn, daß es ein angebohrner Fehler ist, den sie mit allen ihren Schwestern gemein hat, und haben wird; und daß, so lange man nicht für die schönen Künste Maas und Gewicht erfindet, so daß Jeder, der diese besitzt, sich nur hinstellen und messen oder wiegen darf, jene mittlere Linie der Bildung eine Schimäre bleibt.

S. 14. sagt er: die Kritik müsse alles Glende mit Feuer und Schwerdt verfolgen, das unvollendete Talent hingegen nicht durch absolute Nachsprüche erbittern und niederschlagen, sondern durch motivirten Tadel ermuntern und belehren. Er greife in seinen Busen, und frage sich: ob er nach den Proben, die ich von seinen absoluten Nachsprüchen gegeben, wohl behaupten dürfe, diese Regel befolgt zu haben?

S. 22. schleift er abermals einen Dolch gegen sich selbst. „Einseitigkeit und Unempfänglichkeit,“ sagt er, „können der Illusion im Wege stehen; aber wenn der Dichter das Seinige that, um sie zu verdienen; wenn er der Wahrheit und Natur in diesem bestimmten Kreise getreu blieb; wenn das, was er gewann, bey der angenommenen Manier, dem, was man erwartete, die Wage hält; wenn es nur Verwöhnung an andere Formen ist, was der Wirkung seines Kunstwerks im Wege steht; wenn aus der seinigen ein Ganzes hervortritt, geschmückt mit Anmuth und Schönheit; so ist es nicht das ächte Kunstgefühl, das sie verwirft; so ist er berechtigt, die Freyheit der Phantasie gegen die eigenmächtige Willkühr eines beschränkten Geschmacks geltend zu machen.“

Merken Sie sich das, mein einseitiger, unempfänglicher, an andere Formen verwöhnter Herr Huber! und entsagen Sie dem Vorhaben, Ihren beschränkten Geschmack gegen die Freyheit der Phantasie geltend machen zu wollen.

„Es ist keine ganz ungegründete Ausstellung gegen „unsere dramatische Kunst,“ heißt es S. 79., „daß fast „keines ihrer Meisterstücke den Bedürfnissen der Schaubühne ganz entspricht, da hingegen an unsern aufführbaren „Stücken die Kunst so viel vermisst.“

Hier hat Hr. H. Recht, nur weiß er nicht, warum er Recht hat? warum so wenige unserer Meisterstücke für die Bühne taugen? — weil sie unpopulär sind; weil sie einen hohen Grad von Bildung, und einen noch höhern von schneller Fassungskraft voraussetzen, welche Eigenschaften man weder in Deutschland, noch sonst irgendwo in Europa, bey einem zahlreichen und gemischtem Publikum voraussetzen darf. Das ist also ein wesentlicher Fehler jener Stücke, in so fern sie wirklich zur Aufführung bestimmt sind, und die Verfasser haben daher sehr Unrecht, über verdorbenen Geschmack zu schreyen, wo es blos ihre Schuld war, wenn sie sich zu dem Publikum der Schauspiele, das heißt, zu einem gemischtem Publikum, nicht herablassen konnten oder mochten.

Ein Dichter, wird man mir einwenden, muß seit Publikum zu sich hinaufziehen. — Das mag von mancher Gattung gelten, aber wahrlich nicht vom Schauspiel. Eine zweckmäßige Predigt muß faßlich seyn für Jedermann, so auch ein zweckmäßiges Schauspiel, das so nahe mit der Predigt verwandt ist. Ich wage daher zu behaupten: daß für die öffentliche Darstellung bestimmte Schauspiel, dürfe nicht allein sich gewisse Nachlässigkeiten erlauben, sondern müsse es sogar, weil jene höhere, tadellose Schönheit sich nicht

nicht mit seinem Zweck vereinigen läßt. Dieser Zweck ist nicht, ein Ideal der Kunst hervorzubringen, sondern durch angenehme Unterhaltung die Sitten zu bessern und moralische Gefühle zu wecken. Der Schauspieldichter ist im eigentlichen Verstande Volksdichter, und eben so wenig als Zollikofer philosophische Floskeln unter seine Predigten gemischt haben würde, wenn er Kant unter seinen Zuhörern gewußt hätte; eben so wenig darf Jener auf den verwöhnten, oder, wenn man will, verfeinerten Geschmack der Kunsttrichter Rücksicht nehmen. Muß er gleich auf den unverwelklichen Lorbeer Verzicht thun, so lohnt ihm doch der Rosenkranz der Liebe, der, trotz seiner Dornen, und so leicht er auch verwelken mag, doch den Lorbeer wohl noch aufwiegt.

Ich will, weil doch Einmal von Herrn Huber die Rede ist, an seinem eigenen Meisterstück, an dem heimlichen Gericht, ein Beyspiel geben, um, was ich gesagt, zu erläutern. Dieses Stück hat wirklich unleugbare Schönheiten, aber es ist viel zu unpopulär für die Bühne. Bernhards drey Seiten lange Rede in der 2ten Scene des 4ten Actes; des Erzbischoffs zwey Seiten langes philosophisches Raisonnement in der 4ten Scene desselben Actes; Artheims fünf Seiten lange Entwicklung des Ordensgeistes in der 6ten Scene des 5ten Actes u. s. w. passen, trotz aller ihrer Schönheiten, nicht in ein Schauspiel für die Bühne. Man werfe doch einen Blick auf die Zuschauer: hier ein Geschäftsmann, der Erholung, dort eine Dame, die Zerstreuung sucht; hier ein guter Bürger mit träger

Fassungskraft, dort ein flüchtiger Jüngling, dessen Aufmerksamkeit schwer zu fesseln ist; hier ein Hofmann, der ein paar Stunden tödten will, dort ein Mädchen, zu dessen Kopfe der Weg nur durch das Herz führt u. s. w. welcher von Allen, ich bitte euch, wird (wenn auch seine Bildung dazu hinreichte,) dem Verfasser dasjenige in Einer Minute nachdenken, wozu Jener vielleicht eine Stunde brauchte, es hervorzubringen? — Man will unterhalten und belehrt seyn, aber ohne große Anstrengung, und nur unter der Bedingung, daß es unmerklich geschehe, erlaubt man dem Volksdichter, auch die Köpfe seiner Zuhörer in Thätigkeit zu setzen. Sie dürfen gleichsam nicht gewahr werden, daß sie denken.

Muthet man ihnen hingegen zu, eine Abhandlung, wie die des Erzbischoffs, mit starrer Aufmerksamkeit zu verfolgen, wo mehrere philosophische Gedanken in wenige Perioden zusammengedrückt, und in Einer kurzen Minute vorgetragen werden; so stirbt es ihnen vor den Augen; es bleiben nur dunkle, schwankende Ideen zurück; das Bewußtseyn, nicht ganz gefaßt zu haben, erregt Unbehaglichkeit; die auf leicht errungenen Lohn Anspruch machende Aufmerksamkeit ermattet — man gähnt — lobt das Stück — und sieht es nicht wieder. So ist es dem heimlichen Gericht ergangen, überall wo man es zu spielen wagte, und so mußte es ihm ergehen, weil sein Verfasser kein Volksdichter war. Verachtet er vielleicht diesen Namen; hat er kein Volksdichter seyn wollen, und nur nach dem Beyfall der Kritiker gestrebt, — ey nun, so wundere

dere er sich auch nicht, wenn ihn das Publikum kalt aufnimmt; so begnüge er sich mit dem Lohn, der ihm selbst der schönste dünkt, und stichele nicht immer so unartig auf andere Leute, die ihn ohne Neid auf dem kalten Gipfel seines Berges sehn, wenn er sie nur unten im blumentreichen Thale ruhig fortwandern läßt.

Kurz! man fange endlich an sich zu verstehen; man mache einen Unterschied zwischen Schauspielen für die Bühne, und Schauspielen für die Lektüre; man gestehe diesen höhere idealische Schönheit, und jenen natürliche Anmuth zu; (beydes zu vereinigen war nur einem Lessing aufbewahrt,) man fodere daher nicht von den letzteren, daß sie allen Ansprüchen der Kritik ein Genüge leisten sollen, und man erwarte nicht von den Ersteren, daß ein gemischtes Publikum sie mit allgemeinem Beyfall aufnehmen werde.

Selbst Herr H. gesteht die Wahrheit meiner Behauptung ein, indem er S. 80. sagt: „daß Illusion und Anstrengung über einen gewissen Punkt hinaus unvereinbar sind.“ Er hat sich auch hier, wie gewöhnlich, des Wörtleins gewiß bedient, ich aber habe gesucht, diesen gewissen Punkt anschaulicher zu machen. \*)

E 4

S. 100

\*) Daß auch Voltaire eben so gedacht, nur seine Gedanken nicht gehörig entwickelt habe, beweist folgende Stelle: à l'égard de l'intérêt et de l'art d'attacher et d'émouvoir les Coeurs pendant cinq actes, c'est un don de dieu, qu'il refuse quelques fois même à ses élus. Et puis il y a sur les pieces de theatre une destinée bizarre, qui trompe la prévoyance de presque tous les jugemens, qu'on porte avant la représentation.

S. 100. legt er das Geständniß ab: „daß der Moralist in den Forderungen, die er an die Sittlichkeit der Kunst mache, nicht behutsam genug seyn könne.“ Dieses Geständniß hat ihm Göthe entrissen, dem es überhaupt am besten gelungen ist, die Stirn des strengen Kritikers zu entfalten, und sogar für seine unbedeutenden kleinen Opern eine höchst partheyische Nachsicht zu bewürken. \*)

Außer

\*) Stellen z. B. wie folgende, die Hr. H. bey jedem Andern höchst geschmacklos und unsittlich gefunden haben würde, übergebt er mit Stillschweigen:

„Liebtraut. Nun, gnädige Frau, was verdien' ich?“

„Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehliches Hausweib aus ihrer (seiner) Pflicht hinausgeschwazt.“

„Liebtraut. Nicht doch, gnädige Frau, auf ihre Pflicht wollet ihr sagen; denn wenn's ja geschah, schwazt' ich sie auf ihres Mannes Bette.“ Göth v. Verlichingen.

Und folgende:

„Erster Knecht. Was machst du hier?“

„Zweiter Knecht. Ich habe Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärm gestern Abends ist mirs in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferde muß.“ Eben das.

Und solche:

„Göth: Vor Ibro Kayserl. Majestät hab' ich, wie immer, schuldigen Respekt; der Hauptmann aber — sag's ihm — der kann mich —“ Eben das.

Und solche:

Adelheid zu ihres Mannes Knechte: „Wenn du nicht mehr ätternnd auf deinen Behen zu mir schleichen wirst — nicht mehr ich ängstlich zu dir sage: brich auf, Franz, der Morgen kömmt.“

Eben das.

Von

Außer Göthe weiß ich nur noch Einen Schriftsteller, gegen den er, besonders in Rücksicht auf Moralität, mit großer Schonung verfährt, dieser ist nemlich — er selbst.

„Ich will nicht glauben,“ sagt p. 252. Leosthenes zu seiner Geliebten, als sie sich vor Gericht eines edlen Sklaven annimmt, „ich will nicht glauben, daß dieser „hier durch ungewöhnliche Stärke, mit welcher du ihn „etwa Lasten aufheben, oder andere Sklavendienste ver- „richten sahst, dein Auge lüftern gemacht habe?“

Welch' eine schmutzige, ekelhafte Stelle! — Hu! wie würde Herr Huber über mich hergefahren seyn, wenn ich mir jemals einen solchen Schmutz erlaubt hätte.

S. 139. verwickelt er sich abermals in Widerspruch mit sich selbst. Er sagt von Jffland: (den er einen man of parts nennt,) „wenn dieser Dichter zugleich durch ge- „wisse Theaterkünste bey dem größern Haufen Eingang „findet, so wüßten wir nicht, in welcher Beziehung wir „berechtigt wären, es damit so genau zu nehmen, und

E 5

„den

Von diesem Allen sagt Hr. Huber: „Die Wirkung dieses „Schauspiels ist nunmehr auch unterbrochen. — Gdß v. B. ist „der stillen und tiefen Bewunderung wahrer Freunde der Dicht- „kunst zugefallen“ — (mich dünkt, ich sehe Hr. H. vor mir ste- hen, wie er bey den Worten des Knechts, die ich nicht wieder- hohlen mag, in staunende Bewunderung versinkt.)

„ — gerade ist können sich diese (nemlich die wahren Freunds „de der Dichtkunst) der unnachahmlichen Darstellung (wie nem- „lich Liebetraut die Weiber auf die Betten ihrer Männer schwagt) „der Einfachheit in dem Reichthum (wenn nemlich Gdß sagt: „der Hauptmann kann mich —) u. s. w. ungestört erfreuen.“

„den innern Gehalt solcher Mittel abzuwägen, die denn doch immer das Verdienst haben, einem natürlichen Zweck der dramatischen Kunst Genüge zu leisten.“ — Aber warum blickt er denn sonst immer mit Verachtung auf diese Künste und auf den großen Haufen herab? warum nimmt er es denn sonst so genau? warum wiegt er denn sonst den Gehalt der Mittel? verkennt das Verdienst derselben? und den natürlichen Zweck der dramatischen Kunst? — O Huber! man of partiality! —

S. 159. wird ein albernes Buch recensirt, aber das Alberne daran, aus sehr begreiflichen Ursachen, mit Stillschweigen übergangen. Der Titel des Buches ist: Moritz und Louise, eine wahre Geschichte, von dem Verfasser der Amalie Rutland. Dieser letztere Zusatz ist offenbar lächerlich und abgeschmackt, denn wer kennt die Amalie Rutland? — Aber freylich war Hr. Huber nicht der Mann, der diese Lächerlichkeit mit gutem Gewissen rügen durfte.

Wenn ich an die Seelenwanderung glaubte, so würde ich muthmaßen, daß der Geist eines gewissen Castelvetro, der im XVIten Jahrhundert lebte, in Hrn. Huber gefahren sey. Bayle erzählt von jenem Ehrenmanne: „er sey ein subtiler Criticus gewesen, der durch allzögrosse Subtilität sich lächerlich gemacht habe. Er war übriggens keines Menschen Freund, (ennemi public) und konnte nicht leiden, sagt Balzac, daß Jemand Verdienste besaß, oder Ruhm erwarb.“ O que c' est un mauvais caractère! setzt Bayle hinzu.

Auch

Auch darin glich dieser Castelvetro dem Hrn. Huber, daß er ein geliebtes Schooskind seines Geistes besaß, auf welches er sich vorzüglich viel einbildete, nemlich seinen Commentar über die Poetic des Aristoteles. Als einst zu Lyon sein Haus brannte, schrie er wie unsinnig: Rettet nur meinen Commentar!

Herr Huber würde schreyen: Rettet mein heimliches Gericht! Er sollte es aber nur immerhin brennen lassen, da selbst die Literatur-Zeitung, von der Macht der Wahrheit unwiderstehlich ergriffen, wider Willen bekennt: daß dieses Stück nicht interessire und eine übelbefriedigte Empfindung zurücklasse. Er könnte auch seine Julie mit in den Brand werfen, von welcher der nemliche Richter zugesteht: daß man sie wohl lesen, aber nicht sehen könne; übrigens jedoch so sanft, so glimpflich, so schonend zu Werke geht, daß man wohl merkt, es sey von einem Herren Mitbruder die Rede. — Herr Huber möchte auch immerhin die, von den Kabinettern so unverantwortlich vernachlässigten, Friedenspräliminarien einen Raub der Flammen werden lassen, damit die Welt den lächerlichen, affectirten Titel dieses nunmehr begrabenen Werkes nach und nach vergessen lernte. Schade wäre es freylich für die interessanten Aufsätze, welche, seinem bescheidenen Bekenntniß zu folge, Amor dazu geliefert haben soll. — Ob es von der Elio nicht auch bald helfen wird:

c' est un plaisir de voir ces polissons,  
 qui du bon gout nous donnent des leçons —  
 pour quinze sous griffonnant un journal — u. s. w.  
 das wird die Zeit lehren.

Ich könnte noch Manches über diesen Kritiker sagen, aber es mag genug seyn. Der Leser wird mir das Zeugniß ertheilen, daß ich zu dieser Nothwehr gezwungen worden, und daß ich, verglichen mit seinen Ehrabschneidenden Recensionen, sehr glimpflich mit ihm verfuhr; denn wahrlich! bey jenen ungezogenen Ausfällen würde selbst Uncle Toby mehr gethan, als sein Villabullero gepfiffen haben.

### Achtes Fragment.

Mein Glaubensbekenntniß, das Recensiren im Fach der schönen Wissenschaften überhaupt betreffend.

So lange man mir nicht beweisen kann, daß Römer und Griechen von der hohen Staffel der Geisteskultur, auf welcher sie standen, noch höher gestiegen seyn würden, wenn sie Recensenten gehabt hätten; so lange man mir nicht beweisen kann, daß die berühmten Zeitalter des Pericles, des Augustus, und Leo des Xten, noch berühmter seyn würden, wenn sie das Glück gehabt hätten, eine Literatur-Zeitung hervorzubringen: so lange halte ich alles recensiren von Werken des Geschmacks kurz und gut für überflüssig; denn konnte so manches Genie damals keimen, blühen und Früchte tragen, in einem Boden, der von keiner Critik bemisset war, so kann das auch recht gut noch heutiges Tages geschehn. — Die Leser freylich — je nun, die müssen sich mit den römischen und griechischen Lesern trösten. Die armen Menschen hatten die Mühe, wenn ihnen ein schlechtes Buch in  
die

die Hände fiel, es ungelesen bey Seite zu werfen, denn vorher sagte ihnen kein Mensch ein Wort davon.

Wunder! möchte man ausrufen: daß es damals eben nicht mehr Dummköpfe oder Scribler gab, als heutzutage, und vielleicht noch Etwas weniger. Danken wir dem Musengott im Stillen, der uns aus jener Barbarey erlöst, und die großen Lichter der Berliner Bibliothek und der Jenaer Literaturzeitung aufgesteckt hat. Sind es gleich keine Fackeln, so sind es doch Lampen, und sie brennen Tag und Nacht, wie das ewige Feuer der Westa, vom Schweiß der Hungrigen genährt.

Damit man nicht vergesse, daß ich immer nur vom Fache der schönen Wissenschaften rede, will ich eine Fabel einschalten, die meinen Glauben anschaulich macht.

## D e r  B e g w e i s e r .

### Eine Fabel.

Ein Mann, der Lust hatte, die Welt kennen zu lernen, machte sich auf den Weg nach einer berühmten Stadt. Ehe man dahin gelangte, mußte man über eine große weite Ebene, wo Fußsteige, Fahrwege, Landstraßen und Nebenwege sich alle Augenblicke durchkreuzten. Der Pilger gerieth in Verlegenheit. Da nahte sich ihm freundlich ein Mann, mit der Frage: wo gehest du hin? und als er vernahm, daß jene Stadt das Ziel der Reise sey, bedeutete er dem Wanderer den nächsten und besten Weg. Dieser bedankte sich höflich, zog ein Stück Geld aus der Tasche, belohnte den freundlichen Wegweiser, und bekümmerte sich weiter nicht um seinen Namen.

Ein

Ein Anderesmal trat er, mit dem Vorsatz sich zu belustigen, in einen schönen großen Garten, und wollte eben an einer Lindenhecke hinabgehn, als er hinter sich pfeifen hörte. Er sah sich um, und wurde einen Menschen gewahr, der mit Feuerprühenden Blicken und heftigen Gesticulationen ihm zu brohen schien. „Wo willst du hin?“ rief die Erscheinung.

„Ich will spazieren gehn,“ antwortete der Mann ganz gelassen.

„So mußt du hier wandeln, zwischen den Rosenbüschen, oder hier neben der Tulpenflor.“

„Aber ich habe Lust an der Lindenhecke hinabzu-  
„gehn.“

„Mein Gott! welch ein verdorbener Geschmack! ich sage dir, der Gärtner, der die Lindenhecke pflanzte, war ein dummer Kerl, er verstand seine Kunst nicht. Sieh nur, wie die Zweige krumm und schief in einander gewachsen sind. Dieser Ast hätte müssen weggeschnitten werden, und Jener hinaufgebunden. Noch Einmal, ich rathe dir, kehre um, und thust du es nicht, so ver-  
„stehest du nicht einen Pfifferling von der Gartenkunst.“

„Das kann wohl seyn. Ich kam auch nicht in diesen Garten um Kenntnisse auszukramen, sondern um mich zu belustigen.“

„Aber ich sage dir, diese Lindenhecke kann und soll dich nicht belustigen.“

„Und ich sage dir: sie thut es dennoch. Wer bist du, daß du mir in der Wahl meines Vergnügens vor-  
„schreiben willst?“

„Ich

„Ich bin der Wegweiser des Gartens.“

„Ey mein Freund, in einem Garten braucht man keinen Wegweiser.“

Mit diesen Worten wendete er dem zubringlichen Menschen den Rücken, gieng wohlgemuth an der Lindenhecke hinab, pflückte eine Blüte, und achtete es nicht, daß der Fremde ihm nachbrumnte: „der gehört auch zum Pöbel, zum großen Haufen.“

Moral: Wer sich irgend eine Wissenschaft zum Ziele setzte, das er zu erreichen strebt, der nimmt gern Belehrung von erfahrenen Wegweisern an, die ihn vor Neben- und Irrwegen warnen. Wer aber nur im Garten der schönen Literatur ein Blümgen pflücken will, der findet es überflüssig und lächerlich, wenn man ihm vorzuschreiben wagt, welches Blümgen er pflücken, und wie er den Geruch desselben finden soll. Der Eine riecht lieber an einer Rose, der Andere an einem Weisgen; und wenn es auch hin und wieder einen Stumpfsinnigen gäbe, der eine Tulpe brähe, die gar nicht riecht, oder wohl gar irgend ein stinkendes Kraut, wen in der Welt geht es Etwas an? Drum hebt euch weg ihr unberufenen Wegweiser! Laßt jeden Gärtner oder Gärtnerjungen sein Däumlein, seinen Strauch oder seine Grasblume in den großen Garten pflanzen, dessen Boden von der Natur vor Andern die Eigenschaft empfieng, daß das Unkraut in demselben nicht wuchert, sondern von der Zeit ausgejätet wird.

Wer meiner Fabel nicht traut, den verweise ich an einen competenten Richter — Hume — der, ohne Einfleidung, mit dürren Worten das Nemliche sagt: Ueber

Wahr-

Wahrheit kann man streiten, aber nie über den Geschmack.

Die Literatur-Zeitung denkt freylich anders, und läßt sich über diesen Punkt einige sehr lächerliche Aeußerungen zu Schulden kommen. In der Recension von Lafontaine's moralischen Erzählungen, wünscht Recensent: „daß das Publikum die kritischen Blätter entbehren könne, aber „leider! sey das nicht der Fall.“ Das Leider gieng dem Recensenten gewiß nicht vom Herzen; der übrigens gerade aus diesem Beispiele lernen mag, daß das Publikum sein kritisches Geschwätz sehr gut entbehren kann, denn Lafontaine's Erzählungen waren in Aller Händen, und ihr Lob tönte von Aller Lippen, ehe es ihm gefiel, sein Siegel darauf zu drücken; und gesetzt, er hätte sie getadelt, so würde man sie drum nicht weniger gelesen und gelobt haben.

Im März 1795 heißt es: „Auch in England ist es die Klage der bessern Köpfe, daß es im Publikum an „Geschmack, und in den schönen Wissenschaften an einem competenten Tribunal fehle. Nach Johnsons Tode, so einseitig und schneidend er auch war, hat man nichts „mehr, und es geht drunter und drüber in den Gefilden der „Literatur.“

Also selbst eine einseitige und schneidende Critik ist besser als gar keine; das heißt mit andern Worten: selbst ein isländischer Aschenregen ist besser, als gar kein Regen. — Wie kommt es denn aber, daß, ohngeachtet in England man jetzt gar nichts hat, und es drunter und drüber  
geht,

geht, dennoch von Zeit zu Zeit dort eben so gute Sachen geschrieben werden als vormals?

Recensenten! wollt ihr dem Publikum beweisen, daß es ohne euch sich gar nicht behelfen kann, so laßt es einmal ein Decennium nach euch schmachten, straft und überzeugt die Ungläubigen, indem ihr eure Feder niederlegt; überlaßt sie eine Zeitlang den gräßlichen Folgen eures Schweigens; wenn sie dann sehen werden, daß alles drunter und drüber geht, daß kein vernünftiges Wort mehr geschrieben wird; so werden die verirrtten Schaaf schon von selbst kommen, und euch den verschmähten Hirtenstab wieder aufdringen.

Nein, im Ernst, sollte es wohl Einen unter euch geben, der wirklich glaubt, so recht was man glauben nennt, das Publikum könne ohne Recensionen sich nicht behelfen? sondern werde in Barbarey und Unwissenheit versinken? — Ihr lächelt? — schon gut, wir verstehen uns. — Der Wurmdoctor lächelt auch über die Arzneyen, die er von der Bühne herab den Gaffern anpreißt.

### Neuntes Fragment.

Ueber die Entstehungsart der gelehrten Zeitungen.

**E**s ist ein schönes Vorrecht mancher Unterthanen, selbst in monarchischen Staaten, (zum Beyspiel in Rußland.) daß sie ihre Richter selbst wählen dürfen; daß, wo es auf Leib und Leben, Ehre und Vermögen ankommt, der Beklagte von Männern gerichtet wird, deren Rechtschaffenheit und Kenntnisse von allen ihren Mitbrüdern gekannt und anerkannt worden sind. Wie mag auch der Regent, mit

dem besten Willen, das stille Verdienst unterscheiden? es dränge sich nicht vor, und wird von dem einnehmenden Schwäger, der zu antichambriren versteht, leicht überhohlt. Der Bürger hingegen, der seinen Mitbürger täglich wandeln und handeln sieht, ist seltner dem Irrthum unterworfen, und weit eher im Stande, einen Abdolonymus vom Pfluge zu hohlen. Indessen giebt es doch auch Monarchen, deren Scharfblick das Verdienst ausspäht, und wenigstens sind diejenigen, die auf Richterstellen Anspruch machen, mancher Form und Prüfung unterworfen, ehe ihnen Gut, Ehre und Leben der Unterthanen anvertrauet wird.

Wer möchte aber wohl in einem Staate leben, wo es dem Ersten besten Herrn A. erlaubt wäre, an die Herren B. C. D. u. s. w. ein Circular ergehen zu lassen, mit der freundlichen Einladung, einen Gerichtshof zu versammeln, in welchem der Herr A., aus eigener Machtvollkommenheit, die Herren B. C. D. zu Råthen, und die Herren E. F. G. zu Assessoren ernennet; dann einem Jeden eine Maske vor das Gesicht und einen Dolch in die Hand giebt, mit der Anweisung, zu morden wo es ihnen gut dünkt, ohne irgend Jemanden Rechenschaft davon abzulegen.

Das ist unwidersprechlich die Entstehungsart der gelehrten Zeitungen. Ein speculativer Kopf sieht, daß es mit der Berliner Bibliothek auf die Reize geht, und nimmt sich vor, auf ihren Trümmern ein neues Tribunal zu errichten, um von den Sporteln gemächlich zu leben. Flugschreibt er nach Ost und West, an Bekannte und Unbekannte, und ladet sie ein, die Sporteln zu theilen. Von Ost und West erhält er Antworten, man dankt für das  
güti-

gütige Zutrauen, (das Nota bene der Redacteur und sonst kein Mensch hat,) man verspricht sein Bestes zu thun u. s. w. Nun läßt sich der Herr Redacteur einen Ballen von der Leipziger Messe kommen, ließt die Titel, sagt: dieses Buch soll der Herr A. recensiren, und jenes der Herr B., und dann soll das Publikum den Hut abnehmen, und glauben, was jene Herren gesagt haben. — Seht, so ist die gelehrte Zeitung fertig. — Frage ich die Recensenten: von wem habt ihr eure Gewalt überkommen? so antworten sie mir: vom Redacteur; und frage ich den Redacteur, so sagt er: ich habe es wie Karl der Große gemacht, und die Krone selbst vom Altare genommen.

Nun ist freylich wohl schon mancher Usurpator ein vortrefflicher Regent geworden, und man hat es um seiner Verdienste willen vergessen, auf welchem Wege er zur Herrschaft gelangte; aber ist das hier der Fall? und kann das überhaupt jemals der Fall seyn, wo ein ganzer Haufe von Mitarbeitern nöthig ist? — Die guten Critiker, die Lessinge, sind sehr selten; unmöglich wird die L. Z. uns weiß machen wollen, daß sie lauter Lessinge besoldet. Ge- setzt auch, der Redacteur sey ein Gelehrter von den ausgebreitesten Kenntnissen, was kann er von den zehn oder zwanzig schönen Geistern, die er zu Mitarbeitern stempelt, anders wissen, als vielleicht: daß sie Männer von Geschmack sind? daß sie Ein oder Mehrere gute Bücher geschrieben haben? ist das aber genug zum Critiker? — und wenn sie auch wirklich die erforderlichen Anlagen dazu besäßen, weiß er, ob sie Zeit und Lust haben sie auszubilden? — Auf Recensionen werden nur Nebenstunden verwendet; ist

aber wohl die Kritik eine Wissenschaft, die man so nebenher treiben kann? — Man frage doch Lessings Geist, ob er seine Dramaturgie in Nebenstunden geschrieben hat?

Ich werde weiter unten die Eigenschaften und Pflichten eines wackern Kritikers auseinander setzen, und da wird man sehen, daß mehr dazu gehört, als die Fingerkraft eine Recension zu schreiben, wie die oben angeführte des Göttinger Musenalmanachs ist. Könnte ich auch der L. Z. nur eine einzige solche elende Recension vorrücken, so wäre das schon hinlänglich, mich auf immer von ihrem Richterstuhl zu eximiren, denn wer steht mir dafür, daß nicht gerade mein Buch einem solchen Schächer in die Hände fällt?

Die Recensenten führen sehr oft den Grundsatz im Munde: „es ist ein unbezweifeltes Recht jedes Menschen, seine Meynung über ein Buch zu sagen.“ — Im Ganzen ist das freylich sehr wahr, aber die Herren vergessen, daß sie uns ihre Richtersprüche nicht als Urtheile einzelner Menschen, nicht mit ihres Namens Unterschrift verkaufen, sondern sie uns als integrirende Theile eines Gesetzbuchs aufdringen; und da möchte jene Regel wohl eine Einschränkung leiden. — Wenn Hinz an der Ecke sitzt und Pasteten verkauft, so darf Kunz, oder wer sonst Lust dazu hat, auf den Markt treten und sprechen: die Pasteten taugen nichts. Hinz weiß alsdann an wen er sich zu halten hat, und das Publikum weiß auch, wie viel es Kunzens Urtheile trauen darf? ob er wirklich ein Feinzünger, oder vielleicht selbst ein Pastetenbecker ist, der nur die Käufer weglocken will. — Wenn nun aber Kunz einen Namenlosen Anschlagzettel an's Thor heftet, worinn

er

er das Publikum vor Hinzens vergifteten Pasteten warnt, und wenn er dabey ertappt wird, kann er sich mit dem Grundsatz entschuldigen: „es steht einem jeden Menschen „frey, seine Meynung über eine Pastete zu sagen?“

Wenn eine Recension meinen guten Namen angreift, was unterscheidet sie von einer Schmähschrift? — Die L. Z. selbst legte am 6ten März 1795 das Bekenntniß ab: „Als wenn ein guter Name nicht eben so viel werth wäre, „als eine heile Haut! ist nicht auch er ein Theil unsers „Eigenthums, den der Staat so viel möglich zu si- „chern suchen muß?“ — Nun wird man mir doch wohl nicht einwenden, daß bey einer Recension à la Huber der gute Name keinesweges leide? denn wenn ein Mensch mir öffentlich sagt: daß die deutsche Literatur durch mein Produkt (das kleine Lustspiel, der weibliche Jakobiner-clubb) geschändet worden; daß man in diesem elenden Stücke kaum eine Zeile finden werde, die nicht unter aller Kritik wäre; daß sich meine fastlosen Einfälle nur durch eine moralische Krankheit, eine Diarrhöe des Witzes erklären ließen; daß meine Satyre pöbelhaft und abgeschmackt sey; daß für die Plumpheit, Plattitüde und Gemeinheit des Ganzen keine Gnade mehr möglich sey; (ach! mein ungnädiger Hr. Huber! schonen Sie doch Ihre Lunge, und verschwenden Sie nicht an einem Undankbaren die schönen Kenntnisse, die Sie auf dem Fischmarke zu Paris von Ihren Freundinnen eingesammelt haben,) daß meine Schilderungen plump, steif, schaal, schülerhaft und unedel sind; und endlich, wenn er die Unverschämtheit so weit treibt, mir weibliche Verwöhnung und

schlecht verhüllte Sinnlichkeit vorzuwerfen, durch welche ich dem gemeinen Haufen der Sünder und Sünderinnen schmeichle, ein Verführer allzuempfindlicher Herzen, ein Fürsprecher des Lasters werde, und den Damm der Konvenienzen und der positiven Moral einreisse; — so frage ich Sie, meine Herren Redacteurs der Literaturzeitung, konnten Sie das billigen? — antworten Sie mir! durften Sie das billigen? — können Sie mir die Befugniß absprechen, Sie wegen dieser Injurien mit weit mehrern Rechte zu belangen, als Sie den Hr. Forberg belangt haben? — Leidet mein guter Name nicht unter solchen pöbelhaften Recensionen? — und muß der Staat mir nicht diesen Theil meines Eigenthums sicher stellen? — O warlich! ich bin begierig zu sehn, ob Sie es unternehmen werden, diesen Herrn Huber zu vertheidigen.

### Zehntes Fragment.

Das Bild eines wackern Recensenten, wie er seyn sollte.

(Nach Marmontel entworfen.)

Die Eigenschaften, welche Marmontel von dem ächten Critiker fodert, sind folgende: \*)

„Eine

\*) Jugement solide et profond, logique sûre et bien exercée, goût, précision, esprit facile, mais de cette trempe, qui n'est que la fleur du bon sens, imagination souple mais réglée.

„Eine gründliche Beurtheilungskraft, eine sichere  
und wohlgeübte Logik, Geschmack, gedrängte Kürze, ein

§ 4

„licht

réglée, variété de Connoissances, érudition étendue, amour du travail. — Exactement impartial, on ne le voit point s'occuper de la personne d'un auteur, beaucoup plus que de son Ouvrage. Il ne lit point tout un livre dans la table des matières, pour n'en donner que des lambeaux tirés au hasard, ou curieusement recherchés, dans le dessein de montrer l'ouvrage du côté le moins favorable. — Ni l'intérêt d'un mauvais écrivain, qu'il pourroit affectionner, sans l'en estimer davantage, ni de lâches ménagemens pour d'autres, qu'il craindroit sans les aimer, ne lui font jamais compromettre ou trahir son discernement. Il ne manque point aux égards dûs aux talens, aux hommes de génie; il fait remarquer leurs fautes, puisqu'il est attentif et clairvoyant; mais par une jalousie basse il ne dissimule point les bonnes choses qui rachètent leurs négligences, et en Vous éclairant de bonne foi sur les défauts d'un Ouvrage, il paie aux talens de l'auteur le tribut d'estime qui exige la sincérité. — Au dessus de la haine et de la vengeance, qui sont les passions des foibles et la source des petitesse, il ne poursuit point à outrance et avec une fureur puérile ceux qui auroient sù lui déplaire. Il ne s'attache point constamment à nous préoccuper pour certains auteurs, et en déprimer d'autres, qui donnent au moins les mêmes espérances. — Il n'ira point, pour se faire redouter, déterrer de mauvais romans, ou des livres obscurs, qui ne sont lûs de personne, et que le plus minse auteur est en état d'apprécier par lui même. Il ne s'appesantit point sur des choses, dont le ridicule est palpable et faute aux yeux de tout le monde. — Lorsqu'il censure, ses expressions ne sont jamais dures, chargées, absolues, mais réfléchies et mesurées. Il faut surtout se préserver des airs et des tons décisifs, que prennent les petits critiques, parceque le savoir est timide, et que la modestie le rend circonspect, partout où l'ignorance tranche avec hardiesse. — Combien celui, qui prétend juger les autres, doit-il être infiniment plus modeste, pour ne point donner prise sur soi. — La Critique n'est

„leicht umfassender Geist, von derjenigen Gattung, welche die Blüte des gesunden Menschenverstandes ist; seine geschmeidige aber wohlgeordnete Einbildungskraft, Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, ausgebreitete Gelehrsamkeit, unermüdeter Fleiß. —“ (O Freund Huber! wie wird Ihnen zu Muthe! —)

„Gewissenhaft unpartheyisch, beschäftigt er sich nie mit der Person des Autors, sondern nur mit seinem Werke. Er liest ein Buch nicht im Inhaltsverzeichnis, um einige Fäden aus dem Zusammenhange zu reißen, oder hämisch aufzuspüren, in der Absicht, die schwächste Seite des Werks darzustellen.“ (Man sehe die Recension über den Papagoy.) — „Weber das Interesse für einen schlechten Schriftsteller, den er vielleicht begünstigt ohne ihn hochzuachten, noch feige Schonung eines Andern, den er fürchtet ohne ihn zu lieben, verleiten ihn jemals, zum Verräther an der Wahrheit zu werden. Er setzt nie die dem Talent und dem Genie schuldige Achtung aus den Augen; (o Huber!) er rügt Fehler, weil er aufmerksam und scharfsichtig ist, aber er verheimlicht nicht aus niedriger Eifersucht das Gute, welches jene Nachlässigkeiten aufwiegt; (o Huber! Huber!) indem er uns freymüthig die Fehler des Werkes andeutet, bezahlt er  
„zugleich

n' est point l' art de faire rire et d' amuser la malignité, travail frivole, aisé, méprisable, et pour lequel il suffit d' avoir quelque penchant à la satyre, beaucoup de confiance, et un peu d' esprit; j' entends de cet esprit factice, qui coûte toujours plus qu' il n' en vaut.

„zugleich dem Talent des Verfassers den Zoll der Hoch-  
 „achtung, den die Aufrichtigkeit von ihm heischt. — Er-  
 „haben über Haß und Rache — die Leidenschaften der  
 „Schwachen, und die Quelle von Niederträchtigkeiten —  
 „verfolgt er nicht auf Tod und Leben, und mit kindischer  
 „Wuth, diejenigen, die das Unglück gehabt haben ihm  
 „zu mißfallen. — (o Huber!) — Er sucht nicht immer  
 „geflissentlich uns nur für gewisse Schriftsteller einzuneh-  
 „men, und Andere zu unterdrücken, die wenigstens zu  
 „leben den Hofnungen berechtigen. — (o Literaturzeitung!)  
 „— Er wird nicht, um sich furchtbar zu machen, alte  
 „Romane aus dem Grabe hervorhohlen, oder sonst ver-  
 „gessene Schriften, die Niemand ließt, und die auch der  
 „eingeschränkste Leser im Stande ist selbst zu würdigen;  
 „er hält sich nicht bey Dingen auf, deren Albernheit jeder-  
 „mann in die Augen springt.“ — (In diesen letzten Feh-  
 „ler fällt die L. Z. sehr oft; und hat sich darinn die Berli-  
 „ner Bibliothek zum Muster genommen, die es eben so mach-  
 „te. Ueber elende Schriften, die kaum verdienten erwähnt  
 „zu werden, gießt man eine lange Brühe von witzigem  
 „Spott, der freylich bey solchen Veranlassungen sehr leicht  
 „ist. Ich könnte viele Beispiele davon anführen, begnüge  
 „mich aber, der Kürze halber, mit einem Einzigen. Im  
 „April 1796. p. 135. wird ein Buch aus dem Grabe her-  
 „vorgeholt, welches 1790 herausgekommen, also sechs  
 „Jahre nach seiner Erscheinung, bloß um das Vergnügen  
 „zu haben, es tüchtig durchzuhauen. Da dergleichen nun  
 „weder zu Ruh und Frommen des Autors geschehen kann,  
 „der vielleicht schon todt ist, noch des Publikums, welches

das Buch schon längst vergessen hat; so ist es klar, daß man sich bloß die elende Schadenfreude hat verschaffen wollen, ein wenig boshaften Witz mit sehr geringem Kostenaufwand glänzen zu lassen.) — „Wenn er tabelt, so sind seine Ausdrücke nie hart, übertrieben, absprechend, (o Huber!) sondern überdacht und gemäßigt. Vor allen Dingen gebe er sich keine Airs, und hüte sich vor dem entscheidenden Tone, (o Huber! Huber!) den nur kleine Critiker annehmen. Wahres Wissen ist furchtsam, und die Bescheidenheit macht es mißtrauisch gegen sich selbst; Unwissenheit hingegen spricht kühn ab. — D wie bescheiden muß derjenige seyn, der Andere richten will, damit er ja nicht selbst Anlaß zum Spott gebe. — Die Critik ist nicht die Kunst zu amüsiren, und der Bosheit Lachen zu bereiten; eine leichte, aber nichtswürdige und verächtliche Arbeit, zu welcher man nichts bedarf, als Hang zur Satyre, einen großen Vorrath von Selbstvertrauen, und ein klein wenig Geist, ich meyne aber nur jenen erkünstelten Geist, der immer mehr kostet, als er werth ist.“

Mun bitte ich meine Leser, sich einen Augenblick an die Stelle eines Mannes zu setzen, der den Gedanken faßt, Redacteur einer kritischen gelehrten Zeitung zu werden. Sollte er nicht zurückbeben, bey dem Bilde, welches ein Marmontel von den Eigenschaften entwirft, die alle seine Mitarbeiter von Rechtswegen haben müssen? — Wie viele solche Männer kann er sich denn schmeicheln aufzufinden? — ich behaupte kühn: nicht drey! — welches Zu-  
trauen

trauen kann daher das Publikum in solche Schriften setzen, wenn es bey so mancher Recension fühlt: diese hat keiner von den dreyen geschrieben?

Wenn es nun vollends Dinge betrifft, wo das Gefühl allein entscheidet, und man dem Publikum das Seinige à la Huber wegraisonniren will? —

„Man kann den Grundsatz nicht zu oft einschärfen,“ sagt der nemliche fürchterliche Marmontel: „daß nur Gefühl über Gefühl zu urtheilen vermag, und daß derjenige, der das Pathetische dem Urtheil des Geistes unterwerfen will, das Ohr über Farben, und das Auge über Töne zum Richter setzt.“

(On ne sauroit trop insister sur ce principe, que le sentiment seul peut juger le sentiment, et que soumettre le pathétique au jugement de l'esprit, c'est vouloir rendre l'oreille arbitre des couleurs, et l'oeil juge de l'harmonie.)

„Die beste Art zu urtheilen, ist die, sich seinem Gefühl zu überlassen, und sich sowohl vor blindem Vorurtheil, als affectirter Gefälligkeit und lächerlicher Zartheit zu hüten.“ D. Huber!

(La bonne façon de juger est, de se laisser prendre aux choses, et de n'avoir ni prevention aveugle, ni complaisance affectée, ni délicatesse ridicule. Moliere.)

„Ueberlassen wir uns ohne Widerstreben dem Gefühl, das uns ergreift, und suchen nicht durch Raisonniren

„niren und selbst ein Vergnügen zu rauben. Wenn ein  
 „Stück mich belustigt hat, so frage ich nicht, ob ich Un-  
 „recht hatte, mich daran zu ergötzen, und ob die Regeln  
 „des Aristoteles mir das Lachen (oder Weinen) verboten  
 „haben? Das käme mir gerade so vor, wie ein Mensch,  
 „der eine Brühe vortreflich findet, und hinterdrein unter-  
 „sucht: ob sie auch nach den Vorschriften des Kochbuchs gut  
 „seyn könne.“

(Laissons nous aller de bonne foi aux choses qui nous prennent par les entrailles, et ne cherchons point de raisonnement, pour nous empêcher d' avoir du plaisir. — Lorsque je me suis bien diverti, je ne vai point demander si j' ai eu tort? et si les regles d' Aristote me defendoient de rire? — C' est justement comme un homme, qui auroit trouvé une sauce excellente, et qui voudroit examiner, si elle est bonne, sur les préceptes du cuisinier français. *Moliere.*)

Ich will dieses Fragment mit einem frommen Wunsch schließen:

In Sparta wohnten die Greise den Übungen der Jugend bey, ermunterten sie durch das Beyspiel ihres verfloffenen Lebens, besserten durch milden Tadel, nützten durch Unterricht. — Welcher Vortheil für die Republik der Wissenschaften, wenn Schriftsteller, grau geworden unter der Fahne der Weisheit, erhaben durch ihre Werke über Nebenbuhlerschaft und kleinliche Eifersucht, sich herabließen, die Jünglinge auf der schlüpfrigen Bahn zu lei-  
 ten;

ten; wenn zum Beyspiel der Verfasser Oberons, des Dom Carlos u. s. w. die unvollkommenen Werke talentvoller Jünglinge beurtheilte, statt jener verstümmelten Auszüge, jener schaaalen Spöttereyen, jener trockenen Analysen, und albernen Nachtsprüche, aus denen auch nicht ein Schimmer von Kunstgeist hervorstrahlt; — dann würde man Urtheile hören, von der Erfahrung beleuchtet, und von der Gerechtigkeit ausgesprochen; der Name Recensent, jetzt ein Eckname, würde Ehrfurcht einflößen; Aufmunterung und Tadel würden Hand in Hand gehn; der vollendete Mann würde sogleich gewahr werden, von wo der Jüngling ausgieng? welches sein Ziel war? ob er sich gleich bey dem Ersten Schritt, oder während seines Laufes verirrt hat? ob er in der Wahl, oder in der Behandlung seines Gegenstandes fehlte? er würde ihm den Punkt andeuten, wo er zu irren anfieng, ihn zurückzuführen, ihm die Klippen zeigen, und ihn die Kunst lehren, sie zu vermeiden; kurz! der Jüngling würde nicht allein lernen, wo er es schlecht gemacht hat, sondern auch, wie er es hätte besser machen können, und das Publikum würde gut dabey fahren. Solche Critiken, weit entfernt den Schriftsteller zu demüthigen, würden vielmehr eine schmeichelhafte Auszeichnung seiner Werke seyn; man würde einen Vater sehn, der seine Kinder mit liebevoller Strenge zurechtweist, und ihnen zuruft:

Disce puer virtutem ex me, verumque laborem!

## Fünftes Fragment.

Ueber das Unheil, welches eine Recension stiften kann.

---

„Was ist nun mehr? wird vielleicht Mancher sagen: es giebt ja der schlechten Bücher so viele in der Welt; ob ihre Zahl durch eine schlechte gelehrte Zeitung vermehrt wird oder nicht, wem ist daran gelegen? wem bringt es Nachtheil?“

Ich habe oben erwähnt, daß die Recensionen im Fach der schönen Wissenschaften wenig oder gar keinen Nutzen stiften; aber wollte Gott man könnte nichts schlimmeres von ihnen sagen. Ich bin überzeugt, daß sie viel Unheil anrichten, und daß eine Recension, wie die über Gorebs Moos vom Parnasse, (deren es mehrere Hunderte in der L. Z. giebt,) das ganze zeitliche Glück eines Jünglings vernichten kann.

Man erlaube mir einen Fall zu erdichten. Erdichten, sage ich? höchst wahrscheinlich hat er sich schon mehr als Einmal zugetragen.

Fritz, ein junger Mensch von Talenten, aber durch Armuth verhindert, seinen Geist gehörig auszubilden, hat das Glück, einen hohen Gönner zu finden, der viel bey Hofe gilt, und zugleich ein Schwachkopf ist, wie sich das wohl zuweilen trifft. Dieser Schwachkopf hält seinen protégé für einen guten Dichter, weil er einst seinen Geburts-

burtstag besungen, und in einer Ode ihn Mäenas ge-  
 nannt hat; er will ihm wegen dieses Talents wohl, und  
 denkt ernstlich auf seine Beförderung. Fritz hat durch sei-  
 nen Fleiß eine alte Mutter zu ernähren, und liebt ein sitt-  
 sames Mädchen, in dessen Armen er sich einst den Himmel  
 auf Erden verspricht; er harret daher mit Sehnsucht auf  
 die versprochene Beförderung. — Es währt lange damit,  
 alle Plätze sind besetzt, und wenn auch Einmal der Engel  
 den Leich bewegt, so springt immer eines reichen oder vor-  
 nehmen Mannes Sohn vor ihm hinein. Doch Geduld  
 und Hofnung erhalten seinen Muth; freylich muß er  
 brav arbeiten, und zwar seelenlose Arbeit — Finger-  
 beschäftigung — abschreiben. Kein Wunder, daß er zur  
 Erhohlung dann und wann ein Liedchen dichtet, welches  
 seinem Mädchen, dem es zugeeignet ist, besser gefällt als ihm  
 selbst. Aber der Erhohlungsstunden sind wenige; er muß wo  
 möglich auch aus diesen einen kleinen Vortheil zu ziehen suchen,  
 und da überrascht ihn zum Erstenmale der kühne Gedanke: wie  
 wenn du deine Lieberchen sammeltest und drucken ließest?  
 sie sind freylich nicht viel werth, aber du darfst sie nur  
 unter einem bescheidenen Titel in die Welt senden, kannst  
 sie etwa Moos vom Parnasse nennen, damit dich ja Nie-  
 mand beschuldige, du habest dort Lorbeerzweige pflücken  
 wollen. Vielleicht zahlt doch irgend ein gutherziger Ver-  
 leger ein paar Thaler für den Bogen; der Winter naht  
 heran, und du kannst deiner alten Mutter eine wärmere  
 Stube dafür verschaffen. — So rechnet er, und trägt  
 sein Bündelchen in den Buchladen. Es wird angenom-  
 men, gedruckt, und Fritz erreicht seinen Zweck. Freylich  
 erwirbt

erwirbt er sich eben keinen Ruhm damit; das Schriftgen wird in seiner Vaterstadt kaum bemerkt. Die wenigsten haben es gelesen, und die es etwa gelesen haben, schweigen gutmüthig, weil sie die Lage des armen Jünglings kennen. Der Verleger hat einige Louisdor dafür bezahlt, und auch der hohe Gönner ist vollkommen zufrieden, denn die Geburtstags-Ode steht an der Spitze des Werkchens.

Fünf Jahre verstreichen; das Lieberbuch ist längst von aller Welt, und von dem Verfasser selbst vergessen. Fünf saure Jahre hat er sich als redlicher Mann und guter Sohn kümmerlich durchgeholfen, und immer mit leeren Hoffnungen abspeisen lassen. Jetzt sind seine Kräfte fast erschöpft, er selbst wird mißmüthig und sein Mädchen grämt sich. — Endlich erscheint der frohe Augenblick, der seinem Mangel ein Ende machen soll. Ein alter Sekretair stirbt, der hohe Gönner hat wirklich schon die Bestallung ausfertigen lassen; sie liegt zur Unterschrift auf seinem Tische; Morgen soll sie unterschrieben, übermorgen der neue Sekretair in Eid und Pflicht genommen werden. Mit diesen heitern Ausichten verläßt er das Vorzimmer des gnädigen Herrn, steigt die Treppe hinab, grüßt freundlich einen seiner Nebenbuhler, der eben mit einer Rolle Papier unter dem Arm heraufsteigt, eilt auf die Strasse, berührt das Pflaster kaum mit den Fußspitzen, kommt taumelnd nach Hause, sinkt in die Arme seiner Mutter, seiner Geliebten, und verkündet ihnen stammelnd sein naheß Glück. Alles jubelt, Alles nimmt Theil an der Freude. Es wird auf den Abend eine Schüssel mehr bestellt — es wird ein Glas  
Wein

Wein getrunken, und bis tief in die Nacht von künftigen Einrichtungen, kleinen häuslichen Projekten gesprochen. Die Mutter geht sonst immer um halb zehn Uhr zu Bett, aber diesmal vergift sie den Schlaf, ihr Auge ist wacker, denn es hängt an ihrem glücklichen Friß. Noch um Mitternacht betet sie in ihrer Kammer und danket Gott für die Freude ihrer alten Tage. Eine sanfte Röthe, die Verkünderin beglückter Liebe, glänzt auf den Wangen des sittsamen Mädchens, das seit fünf Jahren treu auf diesen Augenblick harret. Friß genießt mit vollen Athemzügen, was er durch Neblichkeit und Beharrlichkeit so wacker verdient hat, und die Morgenröthe findet ihn noch in seinen herrlichen Luftschlössern umherwandernd.

Schon früh und viel zu früh steht er da in seinem festlichsten Kleide, mißt mit ungedulbigen Schritten das Vorzimmer seines Vönners, und wartet auf die Stunde, wo die silberne Klingel ihm und dem Kammerdiener andeuten wird, daß es bey Sr. Excellenz Tag geworden.

Armer Friß! die Scene hat sich schrecklich verändert! — dein Mitbewerber, mit der Rolle Papier unter dem Arm, den du gestern so freundlich grüßtest, — er brachte deinem Väcen das neueste Stück der Literaturzeitung; ihr ist es nach fünf Jahren eingefallen, deine Jugendsünden an's Licht zu ziehen; mit schwerem Fuß zertritt sie dein Moos, mit unbarmherziger Geißel haut sie deine Anspruchlosen Kinder, mit persifflirendem Spott stellt sie die Geburtstagsode an den Pranger. Du weißt von nichts; du trittst mit frohlopfendem Herzen herein, als die Flügelthüren

thüren sich öffnen. Da liegt deine Bestallung noch ununterschrieben auf dem Tische — ach! und neben ihr das fürchterliche Blatt, auf dem dein Todesurtheil gedruckt steht. Man empfängt dich mit vornehmer Kälte; mit Achselzucken; man bedauert, daß man diesesmal wieder nicht im Stande sey zu dienen, aber der Fürst habe selbst ein Subjekt empfohlen u. s. w.

Fritz steht wie ein Marmorbild auf einem Grabhügel. Alle seine Aussichten sind verschwunden, alle seine Hoffnungen zertrümmert; er wankt bebend die Treppe hinab, er ist betäubt, er starrt aus hohlen Augen den trüben Himmel an; mechanisch tragen ihn seine Füße bis vor seine Wohnung, da schaudert er plötzlich zurück — ach! wie soll er vor Mutter und Geliebten erscheinen! — sie stehen beyde am Fenster, und winken ihm lächelnd entgegen, und wissen es sich nicht zu erklären, als sie ihn fliehen sehen, als habe er Geister erblickt.

Ich überlasse es der Phantasie meiner Leser, sich das traurige Bild noch weiter auszumahlen, und dem Gewissen der Recensenten, sich daran zu spiegeln. Man wird mir zugestehen, daß mein kleiner Roman das Gepräge der Wahrscheinlichkeit trägt, und daß sich noch hundert ähnliche Fälle erfinden ließen, die sich eben sowohl als dieser in der Reihe der Dinge zutragen können.

Und wenn sich auch ein einziger solcher Fall nur ein Einzigesmal zuträgt, hat alsdann der Recensent nicht in der That als Richter über Glück und Ehre eines Menschen

ent.

entschieden, der kein anderes Verbrechen begieng, als daß er vielleicht schlechte Verse machte? —

Wahrlich! der Einfluß einer solchen gehässigen Recension erstreckt sich oft noch weiter, als der eines Urtheilspruchs. Denn gesetzt, ein junger Mensch würde Einmal in seiner Vaterstadt, wegen irgend eines lockern Jugendstreiches, zu achttägigem Gefängniß verurtheilt, und sein guter Ruf dadurch beslecket; so verläßt er sein Vaterland, bessert sich in der Fremde, und entgeht so dem Nachtheil, den jener jugendliche Fehltritt auf das Glück seiner Zukunft hätte haben können. Aber den Folgen einer hämischen Recension kann er eben so wenig entgehen, als vormals der Keger den Folgen eines päpstlichen Bannfluchs. Die Recension ist so gut, als ein in den Hamburgischen Zeitungen abgedruckter Steckbrief; sie geht überall vor ihm her, streut überall Dornen auf seinen Pfad, und wo er sich nennt, da flüstert man sich ins Ohr: „Der Mensch „ist ein Dummkopf; er hat ein Buch geschrieben, das un- „ter aller Kritik ist. Wir haben es zwar nicht gelesen, „aber die Literaturzeitung sagt es, und folglich —“

Nun frage ich: mit welchem Rechte verwalten diese verkappten Männer eine solche peinliche Gerichtsbarkeit? — Der weltliche Richter, der über meine Ehre und meinen Beutel sprechen darf, wird doch vorher sorgfältig geprüft, ob er auch die gehörigen Fähigkeiten besitzt; er muß dem Fürsten und dem Vaterlande schwören, immer nach bestem Wissen und Gewissen zu richten; er muß abtreten, wenn er mit Einer der Partheyen in Freund- oder Feindschaft

lebt, und thut er es nicht freywillig, so darf ich ihn perhorresciren; endlich, wenn ich ihn einer offenbaren Partheylichkeit oder Besetzung überführen kann, so wird er cum infamia cassirt. Von allen dem geschieht bey dem Recensenten nichts. Er richtet zwar auch unmittelbar über meine Ehre und mittelbar über meinen Beutel; aber er wird nicht geprüft, ob er die Sache auch besser versteht als andere Leute? er schwört nicht, daß er unpartheyisch urtheilen will; er tritt nicht ab, wenn der Spruch seinem Feind oder Freund gilt, ja er tritt wohl gar hinzu; und endlich darf er offenbar gewissenlos urtheilen, ohne die geringste Strafe zu befürchten; denn selbst vor der Verachtung des Publikums ist er so ziemlich sicher, weil das Publikum sich selten die Mühe nimmt, die Sache zu untersuchen, und den Namen des Ehrabschneiders zu erforschen, um ihm das verdiente hic niger est etc. anzuhängen.

Aber wenn nun der Recensent Recht hat?

Wenn auch. Das dümmste Buch, das je geschrieben worden, giebt ihm kein Recht, den Verfasser zu beschimpfen. Ich kämpfe hier freylich gegen Ideen, welche von Leuten, die dabey interessirt sind, so häufig ausgeschrieen worden, daß endlich ein großer Theil des Publikums sie adoptirt hat, gleichwie es noch viele giebt, die an Donnerkeile glauben, weil sie donnern hören, und sich nicht vorstellen können, daß so großer Lärm bloß von der Luft hervorgebracht wird.

Da ich meine Meinungen über Kritik in keinen Bombast von Worten hüllen mag, wie Herr Huber, sondern  
von

von jedem Leser verstanden zu werden wünsche, so rede ich immer am liebsten durch Beyspiele. Laßt uns den Fall setzen, ein zahlreiches Publikum habe sich in einem großen Saale versammelt — meinetwegen so groß, als das Amphitheater zu Verona; nun träte ein Mann herein, der sich durch eine bizarre, geschmacklose Kleidung auszeichnete, und sich noch obendrein, um bemerkt zu werden, mitten in die Arena hinpflanzte; sogleich werden die Zuschauer einander in die Ohren flüsternd: der Kerl ist ein Narr! man wird ihn von der Scheitel bis zur Fußzehe wacker durchheffeln; aber Niemand wird sich eine Tribüne bauen lassen, um von da herunter den Secken anzuschreyen, und den 22000 Zuschauern vorzugurgeln, was sie, ohne den unberufenen Prediger, mit eigenen Augen sehen. Würde man nicht ihn mit mehrerem Rechte auslachen, als jenen Sonderling auf der Arena, wenn er aus voller Kehle posante: „ich will euren Geschmack bilden! ich will euch in den Stand setzen, jene Kleidung zu beurtheilen! denn ihr seyd Schwachköpfe! es könnte euch einfallen, sie für schön zu halten, oder gar nachzuahmen, und das wäre ein großes Unglück! — seht her! so einen Zopf müßt ihr euch flechten lassen, wie ich trage; eure Westen müssen zugeschnitten seyn wie die Meinige u. s. w.“ — Vermuthlich würde das Publikum beyde ausspfeifen, die Polizey aber nur den Einen hinauswerfen, nemlich den unberufenen Kritikus.

Warlich! eben so wenig, als ich den ausgemachtesten Dummkopf bey der Hand nehmen, auf den Markt führen,

ren, und ihm da öffentlich sagen darf: Herr! Sie sind ein Dummkopf! eben so wenig dürfte es auch erlaubt seyn, es drucken zu lassen. Ich kann es diesem und jenem ins Ohr raunen, das darf mir Niemand wehren; aber mir Herolde halten, die es auf allen Straßen ausposaunen, nein, das darf ich nicht.

Vielleicht wird man mir einwenden: „wer seine Ueberheiten drucken läßt, der muß sich auch gefallen lassen, die Urtheile darüber gedruckt zu sehen.“ Aber man bedenkt nicht, daß durch den Druck eines dummen Buches Niemand in seinen Rechten gekränkt wird; daß es Jedermann frey steht, das Buch zu kaufen und zu lesen, oder es bleiben zu lassen; kurz, daß kein Mensch das Geringste dabey leidet oder einbüßt. Ganz anders verhält es sich mit einer hämischen, von groben Beschimpfungen strotzenden Recension, (denn ich rede immer nur von Recensionen à la Huber,) die kränkt den Verfasser wirklich an dem ihm zustehenden Rechte, mittelst dessen er verlangen darf, von jedem Unbekannten mit Wohlauständigkeit behandelt zu werden; die fügt ihm wirklich auf tausenderley Art einen sehr reellen Schaden zu.

Und gesetzt auch, es wäre wirklich ein Verbrechen an der menschlichen Gesellschaft, ein dummes Buch drucken zu lassen; so ist es doch Eines von denen, an welchen sie schweigend Rache nimmt: sie ließt es nicht. Die L. Z. gesteht ja selbst: daß sie nicht einsieht, welchen Nachtheil auch die schlechtesten poetischen Früchte hervorbringen

bringen könnten? da sie entweder ungenossen liegen, oder nur von denen aufgenommen werden, deren Geschmack sie angemessen sind. Wenn also das Publikum auf eine so unzweydeutige Art sein Richteramt selbst ausübt, so ist es wohl klar, daß unter Allem, was jemals überflüssiges geschrieben worden, diese Recensionen das Ueberflüssigste sind.

Und schädlich obendrein! zernagend wie ein Wurm, manche Blüte, die, wenn sie auch nicht immer Frucht angezett hätte, doch das Auge ergötzt haben würde; (denn ich kenne keinen Gärtner, der es für nöthig hielte, alle taube Blüten von seinen Obstbäumen sorgfältig abzuschneiden; ey, die fallen wohl von selbst ab.)

Wie manches Feuer mag sich im Stillen verzehren, wie manches Talent verkümmern, weil sein Erstes Probestück kein Meisterstück war, und weil es in der L. Z. so jämmerlich durchgepeitscht wurde, daß alle Menschen mit Fingern darauf zeigten. Es giebt freylich emporstrebende Genies, deren Federkraft selbst solche Gewaltthätigkeiten nicht heimmen mögen, aber sie sind selten. Gewöhnlich rührt der Frost der Kritik die zartesten und kostbarsten Pflanzen am leichtesten; und wenn nun die L. Z. auch nur eine einzige solche Pflanze hat erstarren machen; wenn sie nur ein einziges aufkeimendes Genie unterdrückt hat; wodurch kann sie den Schaden wieder gut machen? — welchen zweydeutigen Nutzen gewährt sie für ein solches wirkliches Uebel? —

Einen unerkannten, aber darum nicht minder großen Nachtheil, den solche Recensionen schaffen, hat Marmon-

tel mit einleuchtender Wahrheit gerügt. „Wenn beschimpfte  
 „Autoren, sagt er, über dergleichen pöbelhafte Beleidigungen  
 „erhaben sind, wenn sie, umflossen von den Wolken,  
 „durch welche der Neid sie gern verdunkeln möchte,  
 „ihren Ruf dennoch bey ächten Kunstrichtern zu erhalten  
 „wissen; so wird der große Haufe drum doch nicht weniger  
 „empfänglich seyn für den Eindruck der Verachtung, den man  
 „ihm gegen Talente mitzutheilen sucht, und man wird sehen,  
 „wie nach und nach jene allgemeine Hochachtung in den  
 „Gemüthern schwächer wird, die der schönste Lohn schrift-  
 „stellerischer Arbeiten, Keim und Nahrung der Nachem-  
 „ferung ist.“

(Si les auteurs outragés sont trop au dessus des in-  
 fultes, pour y être sensible, s' ils conservent leur repu-  
 tation dans l' opinion des vrais juges, au milieu des  
 nuages, dont la basse envie s' efforce de l' obscurcir,  
 la multitude n' en recevra pas moins l' impression du  
 mépris, qu' on aura voulu repandre sur les talens, et  
 l' on verra peu à peu s' affoiblir dans les esprits cette  
 consideration universelle, la plus digne recompense  
 des travaux litteraires, le germe et l' aliment de  
 l' émulation.)

Und was können nun wohl die kritischen Richterfüh-  
 le (des Geschmacks nicht der Wissenschaften,) gegen sol-  
 che Vorwürfe einwenden? — wenig! sehr wenig! —

Im Intelligenzblatt der L. Z. vom Januar 95. heißt  
 es: „man wird nicht in Abrede seyn, daß die Allgemeine  
 deutsche

„deutsche Bibliothek so wie die Literaturzeitung sich um die  
 „deutsche Literatur gegründete Verdienste erworben habe.“  
 (Ein unerwiesener Vordersatz, von dem man nie ausgehen sollte, denn wie, wenn man es wirklich in Abrede wäre?) „Ist man das,“ (soll heißen ist man das nicht; die Herren nehmen es mit ihren Constructionen nicht gar zu genau,) „so ist es zum mindesten undankbar, diese Institute um der Menschlichkeiten willen, die sich allenfalls daran ausspüren ließen, so tief herabzumwürdigen, und dem Spott des Publikums Preis zu geben.“

Also Menschlichkeiten lassen sich allenfalls an der L. Z. ausspüren? — wie sanft! wie leise! wie schonend! — und diese Menschlichkeiten soll man ihr um ihrer Verdienste willen verzeihen? — Da müßte man so verliebt in ihre Machtprüche seyn, als Lessings Prinz in Emiliens Schönheit: viel gefodert — sehr viel — aber sie heißt Literaturzeitung — gewährt! — Ja, wenn ihre Menschlichkeiten nicht oft in Unmenschlichkeiten ausarteteten; und wenn das angerühmte Verdienst unbestritten wäre. —

Auf Treu und Glauben, ich weiß im Fache der schönen Wissenschaften nur sehr wenige Recensionen, die Anspruch auf Gründlichkeit, Bescheidenheit und Unpartheylichkeit machen könnten. Um die letztere Tugend selbst zu üben, will ich auch von solchen das Erste beste Beyspiel geben, das mir am nächsten zur Hand liegt: die Recension des Hesperus, die ich für gründlich, bescheiden und wahr anerkenne, die in einem kalten, unpartheyischen Tone ge-

rechtes Lob und gerechten Tadel verbindet; die sowohl das seltene Verdienst jenes vortrefflichen Schriftstellers, als auch seine zuweilen geschmacklosen Excentricitäten gehörig würdigt. Wären alle Recensionen der L. Z. in diesem Tone geschrieben, wer würde es wagen, sich gegen solche Richter aufzulehnen. — Aber auch dann noch würde ich bekennen, daß mir der Nutzen derselben nicht einleuchte. Verständige Leser haben, früher als der Recensent, eben so entschieden, und unverständige werden sich so nicht daran kehren; der Verfasser aber, wenn er ein so ausgezeichnetes Kopf ist als Jean Paul, wird seine übersprudelnde Laune nach und nach schon selbst in das Bette eines reinen Geschmacks zurückleiten.

Wenn also auch eure meisten Kritiken der Recension des Hesperus gleichen, so wäre das noch immer keine Entschuldigung euer zahlreichen Unmenschlichkeiten.

### Zwölftes Fragment.

#### Ueber Anonymität der Recensenten.

Es ist für und wider diese Namenlosigkeit vieles und viel gesagt und geschrieben worden. Ich mag nicht durch Wiederholungen ermüden. Daß man bey einem guten Gewissen wohl Recensionen schreiben, und sich neanen dürfe, beweist der Hr. Professor Niethammer durch sein philosophisches Journal, in welchem die Beurtheilungen mit  
der

der Unterschrift der Verfasser, ohne den geringsten Nachtheil für die Wahrheit, oder für den Bekenner derselben, versehen sind.

Es ist freylich sehr bequem, wenn der Redacteur manche Recensionen auch durch Studenten schreiben lassen darf, die sich das Zutrauen zur höchsten Ehre rechnen, und kein Honorarium bekommen. Darf, zum Beyspiel, die L. Z. es wohl wagen, den Namen desjenigen Recensenten zu nennen, der die elende Recension über den Göttinger Musenalmanach geschrieben hat? Ich wette, es steckt ein Schüler oder etwas dem Aehnliches dahinter. Entlarvt würde das Publikum ihn auszischen; unter dem zugeschlagenen Visir gilt er auch für einen Rittersmann.

Mein Glaubensbekenntniß über diese heillose Anonymität hat Rousseau niedergeschrieben: „Wer,“ sagt er, „einen Menschen richtet, der Aufsehn in der Welt gemacht hat, und ihn nicht allein verurtheilt ohne ihn zu hören, sondern sich auch verkappt um zu richten, der — könnte er auch die spiszündigsten Gründe dafür anführen, wäre er auch gleich der Gerechteste und Tugendhafteste, wäre er ein Engel auf Erden — der mag nur immer sich selbst prüfen, er wird, wider Vermuthen, die Ungerechtigkeit auf dem Grunde seines Herzens finden.“ \*)

Die

\*) Quiconque jugeant un homme, qui a fait du bruit dans le monde, non seulement le juge sans l'entendre, mais se cache de lui pour le juger, quelque prétexte spécieux qu'il allégué, et fut-il vraiment juste et vertueux, fut-il un ange sur la terre, qu'il rentre bien en lui même, l'iniquité sans qu'il s'en doute, est cachée au fond de son coeur.

Die Profesen haben eine Gewohnheit, die man den Recensenten empfehlen möchte. Sie pflegen nemlich bey ihren festlichen Versammlungen aufzutreten, um das Lob ihrer Helden zu singen. Entfernt sich Einer der Sänger von der Wahrheit, so schwärzt man ihm das Gesicht. O! wenn man doch jedem lügenhaften Recensenten auch nur einen Schnurrbart mahlen dürfte! wie viele Schnurrbarte würden in der Welt herumlaufen!

Daß sie bisher ohne Schnurrbarte geduldet worden, möchte noch hingehn; daß die L. Z. aber sogar ihre Namenlosigkeit für unverletzlich hält, daß sie das Vergreifen daran, wie die jüdischen Priester das Eindringen des Titus in ihr Allerheiligstes, als eine Gottlosigkeit betrachtet; daß sie gleichsam eine Freystadt aus sich macht, wohin sich allerley Leute flüchten dürfen, und wo die Gerechtigkeit sie nicht erreichen kann, (so wie es in Rom eine gewisse Kirchentreppe giebt, auf der man der Scbirren spottet —) das ist eine so komische Anmaßung, daß man ausrufen möchte: risum teneatis amici!

Man höre doch, was ein Herr Recensent, dem man auf die Spur gekommen war, im Intelligenzblatt des Januarmonats 1795 sich zu sagen untersteht:

„Wenn Hr. N. mich gemeynt, errathen, oder durch unerlaubte Wege erfahren hätte —“

Ist freylich schlechtes Deutsch, und soll eigentlich heißen: meinen Namen erfahren hätte — aber nun — die ungeheure Anmaßung! — Die Anonymität der Recensenten  
ist

ist so heilig, daß es unerlaubte Wege sind, auf welchen man ihre Namen zu erfahren sucht. Es ist doch unwidersprechlich wahr, daß der Recensent, der mich leicht, oder hämisch, oder bitter, oder gar schimpfend beurtheilt, mir einen Theil meiner Ehre raubt, und wäre es auch nur in den Augen eines einzigen leichtgläubigen Menschen; es kann mir also zuweilen eben so viel daran gelegen seyn, ihn zu entdecken, als einen Hausdieb, der mir einen silbernen Theelöffel stahl. Wenn ich nun durch die Zeitungen bekannt mache: ich verspreche demjenigen eine Belohnung, der mir den Dieb meines Theelöffels nachweist, kann der Dieb auftreten und sagen: du bist einen unerlaubten Weg eingeschlagen, um meinen Namen zu erfahren?

### Dreyzehntes Fragment.

Ob es gut sey, daß der Recensent eines Schauspiels selbst in diesem Fache Versuche gemacht habe?

Auf den Ersten Anblick sollte man die Frage bejahen; denn derjenige urtheilt gewöhnlich richtiger, der mit den Schwierigkeiten, Hülfquellen und praktischen Handgriffen einer Kunst bekannt ist. Aber — jedes Ding hat ein Aber.

Einst wurde in der Versammlung der Thiere der Cocon eines Seidenwurms vorgezeigt, der von Pfote zu Pfote gieng und allgemeine Bewundrung erregte. Nur die  
Herr-

Heuschrecke fand viel daran zu tadeln, denn — sie machte selbst Cocons, die nichts taugten.

Diese Heuschrecke ist Hr. Huber. Seit zehn Jahren schon setzt er auf den Titel einer jeden Broschüre: von dem Verfasser des heimlichen Gerichts; er ist also überzeugt, daß dieser Cocon ein außerordentliches Meisterwerk sey, welches allen seinen übrigen Cocons zur vollgültigsten Empfehlung dienen müsse; er ist überzeugt, daß kein Mensch dieses edle Bewußtseyn etwa für kindische Eitelkeit halten werde; was muß er daher empfinden, wenn eine seit zehn Jahren immer fort tönende Posaune des Eigenlobes, dennoch keine wärmere Aufnahme des Zuschauers bewürken konnte? wenn die Blinden nicht sehen wollen, so oft er auch das Licht unter dem Scheffel hervorzieht? — wenn dagegen plötzlich ein Mitbewerber austritt, der es zwar nicht wagt, sein Menschenhaß und Reue auf jedes Titelsblatt zu kleben, der aber die süße Belohnung genießt, tausend Augen Thränen zu entlocken, und die Vorstellungen seiner Stücke selten leer zu wissen? — was bleibt ihm anders übrig, als die fremden Cocons zu tadeln, und Jedem, der Beyfall klatscht, auf den Kopf Schuld zu geben, daß er keinen Kopf hat?

Scherz bey Seite: eigne Delicatesse, ein zartes Mißtrauen und Furcht vor menschlicher Ueberraschung sollte jedem Schauspieldichter verbieten, in diesem Fache zu recensiren. „Die Eigenliebe,“ sagt Nidel sehr richtig in seinen Briefen über das Publikum, „die Eigenliebe macht uns  
alle

„alle andere Schönheiten verächtlich oder gleichgültig;  
 „schweigen sollen wir also von unsern Mitgenossen, und  
 „wenn wir ja reden wollen, so gelten unsere Urtheile —  
 „nichts.“

Popes Ausruf:

Let those teaks others who themselves excell  
 And censure freely, who have written well,

Ist keine Autorität für das Gegentheil, denn er setzt wohlbedächtig die Einschränkung hinzu: daß der Recensent selbst in diesem Fache excelliren, daß er ein Wieland seyn müsse; und dann versteht es sich ja von selbst, denn Dichter wie Wieland sind über den Neid erhaben.

### Vierzehntes Fragment.

Warum die Recensenten vor einigen Jahren anders  
 über mich urtheilten?

Es gab eine Zeit, wo die nemliche L. Z., die jetzt Alles was ich schreibe hämisch tabelt, und zuweilen sogar hämisch lobt; (welches noch schlimmer ist,) es gab eine Zeit, sage ich, wo sie mir die unverdiente Ehre anthat, mich unter die classischen Schriftsteller der Nation zu zählen. Man sehe die Recension eines fränkischen Musenalmanachs im Jahr 87 oder 88, wo es dem Herausgeber zum Vorwurf gemacht wird, daß er in dem Verzeichniß der deutschen

schen Schriftsteller, unter mehreren classischen Namen, auch den Meinigen ausgelassen habe.

Wie mag es doch zugehn, daß das Instrument sich seitdem so gewaltig verstimmt hat? da ich jetzt, wo nicht besser, doch gewiß nicht schlechter schreibe als damals?

Rousseau mag für mich antworten:

— C' est qu' alors personne n' avoit intérêt à déguiser la vérité. — Voilà pourquoi les jugemens qu' on portoit *jadis* sur cet homme, font autorité pour moi, et pourquoi ceux, que *les mêmes gens* en peuvent porter aujourd'hui, n' en font plus. — Si Vous avez à cela quelque bonne reponse, Vous m' obligerez de m' en faire part.

(— weil damals Niemand ein Interesse hatte mich zu schmähen. — Daher stehen die Urtheile, welche man vormals über diesen Menschen aussprach, in Ansehn bey mir, und daher haben diejenigen, welche die nemlichen Leute heutzutage einander nachplappern, kein Gewicht für mich. — Wer darauf etwas vernünftiges antworten kann, der erzeige mir den Gefallen, es mir mitzutheilen.)

On s' efforce à trouver haïssable ce qu' on haït, et s' il est vrai que l' homme prévenu voit ce qu' il croit, il l' est bien plus encore, que l' homme passionné voit ce qu' il desire. La difference est donc ici, que me voyant *jadis* sans intérêt, on me jugeoit sans partialité, et qu' aujourd'hui la prévention et la haine ne permettent plus de voir en moi que ce qu' on veut y

trou-

trouver. Auxquels donc à Votre avis, des anciens ou des nouveaux jugemens, le préjugé de la raison doit il donner plus d' autorité?

(Was man haßt, findet man gar zu gern auch haßenswerth, und wenn es wahr ist, daß der Mensch mit Vorurtheilen dasjenige sieht, was er glaubt; so ist es noch viel wahrer, daß der Mensch mit Leidenschaften dasjenige sieht, was er wünscht. Der Unterschied ist also hier, daß, da man mich vormals ohne Interesse betrachtete, man unpartheyisch urtheilte; daß hingegen Haß und Vorurtheil jetzt nichts Anders an mir finden lassen, als was man finden will. Zu welchen dieser Urtheile — ich bitte euch — zu den alten oder neuen, soll die Vernunft Vertrauen fassen?)

Was die wenigen Stimmen im Publikum betrifft, die den Recensenten nachlallen, so sind das meistens nur Ausbrüche eines frommen Schreckens mancher armen Seele, der die Tugend zu hoch ist, um sich daran zu halten, und die sich daher den Spazierstock der Vorurtheile nicht nehmen lassen mag. Will man keinem Menschen anstoßig werden, so muß man keine andere Ideen haben, als die die ganze Welt hat. Dann hat man zwar kein Genie, aber auch keine Feinde. Wagt man es hingegen, eine neue, helle Idee zu äußern, so ist das eben so viel, als trüge man Licht in ein Eulennest, die kleinen Eulen werden Alle schreyen.

## Fünfzehntes Fragment.

In welcher Achtung stehen, und standen von jeher, die Recensenten bey den aufgeklärtesten Köpfen der civilisirtesten Nationen?

Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich in dieser Schrift mit zu weniger Achtung von der Recensentenzunft gesprochen; aber, ich bitte euch, worauf gründet sich Achtung? — „Sie ist eine ausgezeichnete Meynung von den „Vorzügen des Andern,“ sagt Jeder in seinem Buche über den menschlichen Willen. Ist denn die Kunst, in Schmä- hungen à la Huber auszubrechen, ein Vorzug? — „Die „nächsten Ursachen der Hochachtung (eben daselbst) sind „in dem Eigennutze, der Sympathie oder dem Wohlwol- „len gegen Andere, und noch in einer unmittelbaren Wür- „kung, die das Große auf unsern Geist thut, enthalten.“ — Aber gewinnt denn mein Eigennutz bey hämischen Re- censionen? — aber kann man denn Sympathie und Wohl- wollen gegen einen Recensenten empfinden? — aber ist denn jemals in einer Recension etwas Großes, das mei- nen Geist an sich zöge?

„Jeder Mensch, der weder durch Bosheit noch durch „Leidenschaft irre geführt wird, ist immer desto nachsichts- „voller, je aufgeklärter er ist.“

(Tout homme, lorsqu' il n' est pas né méchant, et que les passions n' offusquent pas les lumières de sa raison,

raison, fera toujours d' autant plus indulgent, qu' il  
fera plus éclairé. Helvetius de l' esprit.)

Aber giebt es denn wohl ein Nachsichtloseres Volk  
als die Recensenten? entspringen also ihre Urtheile nicht  
entweder aus Bosheit, oder aus Leidenschaft, oder aus  
Mangel an Aufklärung? — In welchem dieser drey Fälle,  
ich bitte euch! soll ich die Hochachtung für sie hernehmen?

Balthasar Gracian nennt die Hochachtung ein frey-  
williges Gefühl, und obgleich dieser Mann sonst sehr viel  
Gutes gesagt hat, so scheint mir das doch eine Albern-  
heit, denn ein Schloß ohne Fundament ist ein Luftschloß,  
und Hochachtung ohne Grund ein leerer Schall. Wenn  
es also erwiesen ist, daß Gracian allein im Stande wäre,  
einen Recensenten hochzuachten, verdiene ich Vorwürfe?

„Denkt euch doch Leute, die damit anfangen, sich  
„eine derbe Maske vor das Gesicht zu binden, die sich  
„vom Kopf bis zu den Füßen harnischen, dann ihren  
„Feind überfallen, und ihr edles Leben damit zubringen,  
„ihn sanftmüthiglich zu ermorden — das sind die Leute,  
„die ich bewundern soll.“

(Figurez Vous des gens, qui commencent à se  
mettre chacun un bon masque bien attaché, qui  
s' arment de fer jusqu' aux dents, qui surprennent leur  
ennemi et passent leur noble vie à le massacrer douce-  
ment — Voilà les gens que Vous voulez que j' admire.  
Rousseau dialogues.)

So sprach Rousseau. Voltaire, der sonst eben nicht gern einerley Meynung mit Rousseau war, macht es noch ärger.

J' estime plus ces honnêtes enfans  
 Qui de Savoye arrivent tous les ans,  
 Et dont la main légèrement essuye  
 Ces longs canaux engorgés par la suie;  
 J' estime plus celle qui dans un coin  
 Tricote en paix les bas dont j' ai besoin;  
 Le cordonnier, qui vient de ma chaussure  
 Prendre à genoux la forme et la mesure,  
 Que le métier de ces obscurs Frérons.

Wenn also Voltaire die Savoyarden, das alte Weib, das ihm Strümpfe strickte, und seinen Schuster höher achtete, als die Herren Freron et Huber, so müßten sich die Recensenten seit Voltaire's Zeiten sehr gebessert haben — welches doch der Fall nicht ist — wenn ich mich schämen sollte, ein Gleiches zu thun.

„Sagen Sie mir doch, mein lieber Oheim, ich bitte Sie, welche sind die unver söhnl ichsten Feinde? die niedrig gesinnten? die feigherzigsten in der literarischen Welt? und die den meisten Schaden stiften?“ — Seufzend antwortete der gute Abbe Bazin: „mein Nefse! nach dem Theologen, verfolgt kein Hund seinen Raub gieriger, als der Recensent.“ \*)  
 „O du!

\*) Dites moi, je Vous prie, mon cher Oncle, quels sont les ennemis les plus implacables, les plus bas, les plus laches, dans la literature, et les plus capables de nuire? Le bon Abbé Bazin me repondit

„O du! du der du den Musen opferst, als wären  
 „sie Furien! den der Beyfall, welchen man deinen Neben-  
 „buhlern zollt, erblassen macht; du, dessen entnerbte Seele  
 „sich stark und thätig glaubt, weil sie den Haß fühlt und  
 „die Rache kennt; flich unglücklicher Huber! flich mit ei-  
 „nem Freunde, wenn dir noch Einer übrig blieb, in die  
 „Stille der ländlichen Einsamkeit!“ \*) —

„Die giftigsten Kritiken rechne ich mir zur Ehre,  
 „und würde ihren Verfassern danken, wenn sie mir irgend  
 „einen nützlichen Unterricht ertheilt hätten; aber aufrichtig  
 „gesagt, ich finde in ihrem Geschwätz bloß den Vorsatz,  
 „mich zu demüthigen oder zu ärgern.“ \*\*)

Nach solchen Urtheilen über die Recensenten brauche ich  
 wohl nichts weiter hinzuzufügen, um meinen Mangel an Ach-  
 tung zu rechtfertigen. Das Nämliche, was die Recensen-

H 3

ten

en soupirant: mon neveu, après les theologiens, les chiens  
 les plus acharnés à suivre leur proie, sont les folliculaires.

Voltaire.

\*) O toi! toi qui sacrifies aux muses comme à des furies; toi  
 que font pâlir les succès de tes rivaux; toi, dont l'ame éner-  
 vée se croit active et forte, parcequ'elle sent la haine et con-  
 noit la vengeance, fuis malheureux! fuis avec un ami, s'il  
 t'en reste un, dans la profondeur des solitudes champêtres.

Dorat.

\*\*) Les critiques les plus envenimées me font beaucoup d'hon-  
 neur; j'en aurois même remercié leurs auteurs, si j'y avois  
 trouvé des instructions qui pussent m'être de quelque utilité;  
 mais franchement, je n'y ai entrevu que le dessein de m'hu-  
 milier ou de me facher. Crebillon.

ten heutzutage sagen, haben sie auch damals gesagt; mit den nemlichen Waffen, die nie rosten, weil sie sie nie ruhen lassen, haben sie Voltaire und Rousseau, Corneille und Racine, Moliere und Crebillon angegriffen; eben so wie jetzt haben sie über den schlechten Geschmack des Publikums geschrieen, und sich auf das Einsichtsvollere Urtheil der Nachwelt berufen; aber die Nachwelt hat bereits entschieden: Triumph den gemißhandelten Dichtern, und Vergessenheit ihren Feindern!

Glücklich, wer wie Wieland eine solche Gerechtigkeits-Pflege erlebt! denn — es erinnern sich vielleicht unter hundert meiner Leser kaum zwey: daß auch Er, unser *Erster Dichter*, einst ähnliche Klagen über die Recensenten führen mußte: daß sie, so lauten seine eigenen Worte, Alles, was er schreibe, mit impertinenten Ton und hässlichen Wesen beurtheilen. Damals nannte die Berliner Bibliothek seine Erzählungen Küchenstücke, rieth ihm, sie von pöbelhaften Ausdrücken zu säubern, und meynete, sie könnten zum Theil nur Leinwebern gefallen. Damals behauptete sie: „im Dom Sylvio kämen Geschichten vor, die in einem so elenden Tone geschrieben wären, daß sie auf der Insel Felsenburg die Lebensläufe besser erzählwürden.“

Als aber das Publikum allzu laut über die Verdienste unsers großen Dichters entschied; als sie die Hoffnung aufgeben mußten, ihn zu verkleinern; da machten sie *bonne mine à mauvais jeu*; da milderten sie ihren Ton,  
und

und fiengen an in das allgemeine Lob einzustimmen; da nahmen sie ihren Tadel der Uebersetzung des Shakespeare zurück, und priesen sie nunmehr sogar an. Siehe den Xten Band, S. 57.

Aus diesem auffallenden Beyspiele kann man schliessen, was man davon zu halten hat, wenn die L. Z. so oft spöttelnd zu verstehen giebt: daß nur eine gewisse Classe von Schriftstellern sich gegen ihre Machtprüche und Ungezogenheiten auflehne. Selbst Wieland gehörte einst unter diese gewisse Classe — und nun trete noch Einer auf, und fodere von mir Achtung für Recensenten!

### Sechszehntes Fragment.

Ueber die, bis zum Ekel wiedergekäute Klage: daß die Deutschen kein Nationaltheater, keinen Nationalgeschmack haben, und haben können.

Im December 1795 ward die Schrift über deutschen Nationalcharakter recensirt, und natürlich, da sie mit der Literaturzeitung in Ein Horn bläset, stark gepriesen. Da es mir in meiner entlegenen Einsamkeit sehr schwer wird, neue Bücher zu erhalten, so kenne ich auch dieses nur aus obiger Recension, die indessen Auszüge enthält, welche das Ganze so ziemlich überschauen lassen.

„Ein psychologisches Princip muß es seyn, aus welchem man erkennen will, ob die Anforderungen, die man

„an den Geist einer Nation macht, welche ein National-  
 „theater zu besitzen wünscht, bey uns geleistet werden kön-  
 „nen. Der Charakter einer Nation beruht auch auf den  
 „Einflüssen geheimer Ideenverbindungen, nach welchen sie  
 „sich die Welt mit ihren Gegenständen aus einem gewissen  
 „ihr eigenthümlichen Gesichtspunkte vorstellt, wodurch  
 „denn die Handlungsweise der Nation bestimmt wird.  
 „Diese Ideenverbindungen, welche die Alten Opinions  
 „nannten, sind die nothwendige Form, in welcher sie je-  
 „den gegebenen Gegenstand der Empfindung in ihre Em-  
 „pfindung aufnimmt. Bey denjenigen Nationen, von  
 „welchen wir sagen, daß aus Allem, was sie unternehmen,  
 „ihr Nationalsinn hervorleuchte, werden jene Opinions  
 „in einer besondern Stärke und Bestimmtheit wahrgenom-  
 „men. Im entgegengesetzten Falle werfen wir ihnen Cha-  
 „rakterlosigkeit oder Indifferenz des Charakters vor, und  
 „dann ist es schwer, einen Punkt zu finden, von welchem  
 „man, bey Untersuchungen wie die gegenwärtige, aus-  
 „gehn könnte. Nun findet es sich wirklich, daß die Deut-  
 „schen zu dieser Classe von Nationen gehören, und in so  
 „fern kann man den Ausspruch wagen: daß sie keine Na-  
 „tion sind.“

Das heißt also: die Deutschen fühlen keinen Einfluß  
 geheimer Ideenverbindungen; die Deutschen stellen sich die  
 Welt nicht aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkt vor  
 u. s. w. Wenn das ist, so müssen wohl die Deutschen die  
 philosophischste Nation in der Welt seyn.

„So bald aber dieser Vorwurf gerecht ist — (nicht Vorwurf sondern Lob,) „so giebt er uns Befugniß, die „Frage: kann der Deutsche ein Nationaltheater haben? „gänzlich zu verneinen.“

Das Nämliche würde nicht allein vom Theater, sondern von jedem Zweige der schönen Künste gelten, weil es immer nur Empfindungen sind, die in die Empfindung der Nation aufgenommen werden sollen. Wir haben also keinen Nationalroman, kein Nationalgedicht, keine Nationalmusik u. s. w. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Hypothesensucht, daß sie zu viel beweist.

„So bald der deutsche Dichter Individualität eines „Charakters zeichnen will, sieht er nirgends jene allgemei- „nen Bestimmungen des Nationalcharakters, in welchen „er gleichsam auf einen Anfang stößt, und Griff und Hand- „habe zur Behandlung seines Gegenstandes vorfindet.“

Dieser Griff und diese Handhabe sind die menschliche Natur überhaupt, und kein Nationalcharakter. Der Dichter zeichnet Laster, oder Tugenden, oder Leidenschaften, nicht wie eine Nation sie hat, sondern wie sie im menschlichen Herzen liegen, und durch Temperament, Situationen u. s. w. modificirt werden.

„Darum muß es schwer werden, seine Charaktere zu er- „kennen, denn er kann ihnen nicht jenes Allgemeine der „Nation beygesellen, durch dessen Absonderung ihre in- „dividuelle Natur erst hervorspringen würde.“

Laßt uns doch Alles mit Beyspielen erläutern. Treffende Beyspiele sind Lichter, die eine täuschende Ungereimtheit oft plötzlich beleuchten. Jeder individuelle Charakter soll also mit dem Nationalcharakter verschmolzen seyn, und weil wir Deutsche keinen Nationalcharakter haben, so sollen wir auch nicht im Stande seyn, individuelle Charaktere so darzustellen, daß jeder Zuschauer sie sogleich erkenne. Das ist eine höchst sonderbare Behauptung. Wenn also der Deutsche einen Geizhals schildert, so wird es schwer, seinen Geizhals zu erkennen, weil er ihm keinen Nationalgeiz beymischen kann. Denn durch die Absonderung des Allgemeinen soll erst die individuelle Natur hervorspringen. Ich wünschte, Recensent thäte mir den Gefallen, und sonderte von Molières Geizigen das Allgemeine ab. Ich muß gestehn, daß ich dafür keinen Sinn habe. Das begreife ich wohl, daß es manche Leidenschaften giebt, die durch den Nationalcharakter so oder so modificirt werden, aber ich sage mit gutem Vorbedacht: nur Manche. So unterscheidet sich der Stolz eines republikanischen Franzosen von dem eines rechtgläubigen Spaniers, selbst in solchen Dingen, wo weder Freyheit noch Glaube ins Spiel kommen; der französische und der spanische Geizhals hingegen unterscheiden sich meines Bedünkens in nichts. Wenn auch vielleicht der Letztere seinen Schatz in einer Kirche, und der Erstere unter einem Freyheitsbaume am sichersten hält, so sind das doch nur zufällige Verschiedenheiten, die keinen Einfluß auf seinen Charakter haben, und die man nicht erst abzusondern braucht, um seine Individualität zu erkennen. Doch weiter:

„Sie

„Sie sind isolirte Wesen, welche der Nation nicht  
 „angehören, und von dem Zuschauer unmöglich als  
 „Geschöpfe seiner Art angesehen werden können.“

Als ob die Zuschauer nicht zuerst Menschen wären,  
 ehe sie sich zu einer Nation rechnen können, und als ob  
 ein richtig gezeichneter Mensch, er trage übrigens ein kur-  
 zes Kleid, wie die Schweden, oder ein langes, wie die  
 Russen, nicht von jedem Zuschauer als ein Geschöpf sei-  
 ner Art erkannt werden müßte.

„Da wir keine bestimmte Nationalsitten haben, so  
 „können wir in ihnen auch nicht das Lächerliche für die Komö-  
 „die auffinden.“

Ich würde den beschränkten Dichter bedauern, der,  
 statt seinen Beattie zu studieren, und daraus zu lernen,  
 wie man Lachen erregen kann, seinen ganzen Witz darauf  
 einschränkte, eine ephemere lächerliche Sitte auf die Büh-  
 ne zu bringen. Aber an deutschem Nationalstoff würde es  
 ihm drum doch nicht fehlen, denn die Behauptung: daß  
 wir keine Nationalsitten hätten, ist falsch, und der Ver-  
 fasser hat sich weislich gehütet, sie durch Beyspiele ande-  
 rer Nationen zu belegen, weil er dann unvermeidliche Blö-  
 ßen gegeben haben würde. Beyspiele sind der beste Pro-  
 bierstein für Hypothesen.

„In so fern Sitten aus dem Charakter einer Nation  
 „entspringen, wird jene Abweichung von dieser allgemei-  
 „nen Regel, als durch einen Contrast lächerlich; entstehen  
 „sie aber durch Raffinement, so liegt bloß eine conventio-  
 „nelle

„nelle Norm zum Grunde, und die Abweichung von derselben wird ein Verstoß, der ernste Misbilligung erregt.“

Hier also gesteht der Verfasser auch den Deutschen Nationalsitten zu; aber nur solche, die aus Raffinement entspringen. Nicht beachtet aber, aus Raffinement entspringen bloß National-Moden, und nicht National-Sitten. Die letzteren verdanken ihren Ursprung dem Klima, der Religion, der Regierungsform, keinesweges aber dem National-Charakter, der überhaupt gar nicht existirt. Da übrigens der Verfasser das Lächerliche mit allem Recht auf den Contrast gründet, dieser Contrast aber, selbst wenn seine feine Distinktion richtig wäre, in beyden Fällen Statt finden würde; so sehe ich nicht ein, warum er doch nur im Ersten Fall Lachen, im Zweyten aber eine ernste Misbilligung erregen sollte? und warum eine Nation eifersüchtiger auf ihre conventionelle Norm als auf ihren Charakter seyn müsse?

„Unsern komischen Dichtern bleibt nun nichts übrig, als ihre Charaktere mit Humor zu überladen, um sie erkennbar zu machen; durch die starke Individualität, welche sie hervorzubringen suchen, gestehen sie selbst, daß sie nichts Allgemeines gefunden haben, worunter sie viele Charaktere begreifen könnten.“

Da versteckt sich der Verfasser einmal wieder hinter ein sehr vielstimmiges Wort: Humor — was will er damit sagen? — humoristisch ist so ziemlich synonym mit excentrisch, und in dieser Bedeutung muß freylich jeder individuelle

duelle Charakter Humor haben. Ist er überladen, so ist das die Schuld des Dichters und nicht der Natur, die ihm Allgemeines genug an die Hand giebt, um viele Charaktere darunter begreifen zu können. Hat denn Moliere, durch die starke Individualität seines Geizigen, auch das Geständniß abgelegt, daß er nichts Allgemeines vorgefunden habe? — So hätten ja also die Franzosen auch kein Nationaltheater? — und wer hätte es denn überhaupt in diesem geschraubten Sinne?

Allgemeines muß man, wie gesagt, bloß in der menschlichen Natur suchen. Es ist zum Beispiel allgemein, daß ein Mann, dem sein geliebtes Weib davon läuft, den sein Freund betrügt u. s. w. ein Menschenfeind wird, und das wiederfährt dem Deutschen so gut, als dem Engländer oder Spanier. Folglich muß der Dichter die Zeichnung des Menschenhasses überhaupt in der Natur suchen, und die individuellen Züge muß er aus Erziehung, Temperament und Situation seines dargestellten Individuums hernehmen. So ist es in Meinau ein allgemeiner Zug des Menschenhasses, daß er Gesellschaft flieht, und ein besonderer Zug seines Menschenhasses, daß er dennoch gleichsam wider Willen wohlthätig ist, weil Temperament und Erziehung ihm das Anschmiegen an Andere zum Bedürfniß gemacht haben.

In der Zeichnung dieser moralischen Krankheit macht es überhaupt einen großen Unterschied, ob das Uebel im Herzen oder im Kopfe sitzt? Unter dem Ersteren verstehe  
ich

ich hier ein wirkliches körperliches Gebrechen, eine fehlerhafte Organisation des Unterleibes, die Mißgeburten der Einbildungskraft erzeugt, und das, was wir Seele nennen, so jämmerlich beengt, daß der arme Sequälte Alles falsch sieht, Alles falsch beurtheilt. Zu dieser Klasse gehörte vielleicht Rousseaus Menschenhaß, und die Zeichnung dieser Gattung begehrt weit grellere Farben, als die der Andern, die nur gleichsam temporair im Kopfe sitzt; die der Mensch sich selbst ergrübelt hat, um sich für unverschuldete Krankheiten zu rächen; die er nur deshalb auf das ganze Menschengeschlecht wirft, um sich nicht gestehen zu müssen, daß er sich bloß in den Individuen geirrt, und daß dieser Irrthum seine eigene Schuld sey; mit einem Worte, ein Menschenhaß, der ihn zwar nicht hindert, richtig zu sehen und zu urtheilen wie vorher, ihn aber gegen sein eignes besseres Gefühl bewaffnet, und in ewigem Kampfe erhält. Hier kann und muß der Dichter sich sanfterer Farben bedienen; denn vor den Augen des Herzkranken ist Alles dunkel, vor denen des Kopfkranken hängt nur ein Schleyer, und wenn wir — wie in meinem Schauspiel — Freundschaft und Liebe diesen Schleyer wegziehen, so wird es wieder heller Tag. — Aus diesem Gesichtspunkte habe ich den Charakter des Menschenhassers genommen; vom deutschen Nationalcharakter konnte dabey gar nicht die Rede seyn.

Uebrigens ist es höchst lächerlich, daß der Verfasser oder die L. Z. diesen Meinau unter die Narrenrollen zählt, und sagt: „er sey kein Narr der der Nation angehe, sondern ein Narr für sich.“ Der französische und englische  
Misan-

Misanthrop hingegen, sollen, außer ihrem Charakter, noch den der Nation haben, „und man dürfe nur diesen von „Jenem abziehen, um zu wissen, was übrig bleibe.“ — Wenn das ist, warum gebt ihr uns denn nicht ein belehrendes Beispiel? warum zieht ihr denn nicht von Molières Misanthropen ab, was der Nation zugehört, und laßt uns schauen, was übrig bleibt?

In Meinau soll man „bald die tiefste Schwermuth „erblicken, bald soll er ganz wohlgenuth seyn, und seine „Angelegenheiten mit der größten Unbefangenheit betreiben.“ — Beweise sucht man abermals vergebens. Es scheint daher, daß der Verfasser seine Kritik nicht mit der größten Unbefangenheit treibt, und daß der laute Beyfall, den das Stück erhalten, ihm nicht vergönnt hat wohlgenuth zu seyn.

„Man weiß daher nicht, heißt es weiter, wohin „man sie bringen soll, weil man in ihnen weiter nichts erkennt, als Leute, die nicht so handeln wie wir.“ — Wenn dieses weil richtig wäre, so müßte der Fall sehr oft vorkommen. Wohin bringt wohl der Engländer seinen Fallstaff? — Wenn doch der Verfasser mir und dem Publikum den Dienst erwiese, von der Rolle des Fallstaff dasjenige abzuziehen, was der Nation angehört. Mich dünkt, Fallstaff ist auch ein Narr für sich.

Vom Trauerspiel heißt es: „unsere Dichter finden „in unseren Herzen sich keinen bestimmten Punkt angewiesen, auf welchen sie losarbeiten könnten; durch Schre-

„cken

„cken und Verzweiflung müssen sie es als eine Festung erobern; nicht Rührung, das eigenthümliche Produkt der Kunst, sondern Schmerz können sie hervorbringen.“

Den Vorwurf, den der Verfasser hier unseren deutschen Herzen macht, mag widerlegen wer Lust hat, wenn es anders einer Widerlegung bedarf. Es ist eine ungeheure Behauptung, die ich zum Erstenmale lese oder höre, daß unsere Herzen bloß durch Schrecken oder Verzweiflung erobert werden müßten. Wer von dem Ungrund derselben nicht ohnehin überzeugt ist, der gehe in ein Ifflandsches Schauspiel, und sey selbst Zeuge von der sanftesten Rührung die es hervorbringt. Uebrigens wird hier wieder nur mit Worten gespielt. Rührung ist auch Schmerz, nur ein milder Grad desselben. Trauerspiele, die einen höheren Grad hervorbringen, wie es deren wohl Einige giebt, werden nur von Wenigen besucht, zum Beweis, daß der Dichter nicht den besten Weg wählt, der unsere Herzen durch Sturm erobern will.

„Das Uebel als Uebel interessirt uns gar nicht —“

Weil man überhaupt von einer abstrakten Idee nicht sagen kann, daß sie interessirt.

„— sondern wir nehmen es erst nach dem unangenehmen Eindruck wahr, welchen es auf uns macht, betrachten es nicht in einer gewissen Würde —“

Was soll das heißen?

„sondern als eine Schwächung und Kränkung unserer Natur, und hört der unangenehme Eindruck auf, so existirt es entweder gar nicht mehr für uns, oder wir spielen gegen dasselbe den Poltron.“

Mein

Mein Gott! was soll das heißen? wie kann man gegen Etwas den Poltron spielen, was keinen unangenehmen Eindruck mehr auf uns macht? Ob der Verfasser sich wohl selbst verstanden hat?

„In so fern ist also unser Publikum daran Schuld, daß wir kein tragisches Nationaltheater haben. Aber auch unsere Dichter lassen sich Manches zu Schulden kommen, was sich nicht durch ihr Publikum entschuldigen läßt. Sie stellen dar mit dem Charakter eines Egoisten, nach dem Verhältnisse, was die Gegenstände zu ihnen selbst haben, anstatt daß sie die Beziehungen der Gegenstände unter einander schildern sollten, nach einem allgemeinen Princip.“

Erstens kann das nur von schlechten Dichtern gelten. Zweytens kann es von den allermeisten Trauerspielen gerade gar nicht gelten. Denn man setze den ausgemachtesten Egoisten hin, um einen Orest, eine Merope, oder einen Timoleon zu schreiben, so sehe ich nicht ein, wie er, mit dem besten Willen seinen Egoismus einzumischen, Verhältnisse dieser Gegenstände zu sich selbst finden könnte. Er ist also gezwungen, die Beziehungen derselben unter sich aufzusuchen, und sie so darzustellen. Das allgemeine Princip ist abermals die Natur.

„Ist der Zuschauer nicht in derselben Stimmung wie der Dichter, so geht die Dichtung für ihn verloren.“

Der Zuschauer mag seyn in welcher Stimmung er will; wenn der Dichter gut ist, so wird er Jenen schon in die

Seinige zu versehen wissen. Uebrigens würde das auch von allen Nationen gelten.

„Ist seine Individualität gerade derselben ähnlich, so wirkt sie hinreißend auf ihn; aber auch nur so lange, als sich diese Stimmung bey ihm erhält.“

Gilt wieder überall.

„So kann Eine Parthie ganz gleichgültig gegen eine dramatische Dichtung bleiben, mit welcher die Andere Abgötterey treibt, und so kann aus einem schwärmerischen Bewunderer der kälteste Tadler werden.“

Alle diese Worte — denn wahrlich! es sind nur Worte — sind bloß aneinander gereiht, um zu beweisen, daß ein deutscher Schauspieldichter, der gefällt, bloß das Glück gehabt hat, ein Publikum anzutreffen, dessen Individualität der Seinigen ähnlich ist. Das soll also wohl eine Demüthigung seyn, aber ich für mein Theil begnüge mich gern damit; denn da meine Stücke in Deutschland, Rußland, Polen, Schweden, Dännemark, Holland u. s. w. überall mit Beyfall aufgeführt worden, so kann ich mich rühmen, daß ich wenigstens eine sehr allgemein anpassende Individualität besitze, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist das eben kein schlimmes Kompliment, denn es heißt mit andern Worten: Kenntniß des menschlichen Herzens.

„Daher dann die unaufhörliche Periodenweise Abwechslung unsers Theaters; es kann zu keiner Selbstständigkeit kommen; daher lassen die Begebenheiten unse-

„rer Schauspiele keine gute Spur in' uns zurück, machen  
 „keinen großen Gedanken in uns rege —“

Der Verfasser sollte nicht uns sagen, von ihm will  
 ich das Alles wohl glauben.

„und wenn wir gerührt sind, können wir uns sicher  
 „zurufen: wir sind wahre Thoren, daß wir gerührt  
 „sind!“

Das ist wohl der Triumph der Hypothesensucht, daß,  
 wenn etwas nicht in unsere Hypothese paßt, und wir es  
 doch nicht weglegen können, wir lieber sagen: wir sind  
 Thoren, daß es so ist. Oben wurde behauptet, das deut-  
 sche Theater erobere nur durch Schrecken und Verzweiflung,  
 und bringe Schmerz, aber nicht Rührung hervor. Hier  
 wird nun zwar die Rührung zugestanden, aber sie ist eine  
 Thorheit.

Man übersehe doch noch Einmal die Gedankensprün-  
 ge: der Dichter stellt dar als Egoist — er wirkt nur auf  
 den Zuschauer durch verwandte Individualität — daher  
 bleibt keine gute Spur zurück — daher ist unsere Rührung  
 Thorheit.

Wenn nun auch der Vordersatz richtig wäre, wie in  
 aller Welt kommen wir zu der Schlussfolge? — kann  
 denn das Individuum eines redlichen Dichters nicht auf  
 das verwandte Individuum eines redlichen Mannes wür-  
 ken? — und warum soll diese Wirkung mit dem Namen  
 der Thorheit gestempelt werden?

„Es müßte nach Allem diesen Verwunderung erregen,  
„daß unser Theater sich noch so lange hält —“

Ganz und gar nicht, denn wenn, nach des Verfassers eigener Behauptung, bloß die gleichgestimmte Individualität des Dichters und des Zuschauers den Beyfall des letztern erringen; so ist es ja ganz natürlich, daß das Theater bestehen wird und muß, so lange diese gleiche Stimmung dauert.

„wenn nicht zwey Kunstgriffe unserer Dichter seine  
„Stützen wären: daß sie nemlich dem Zuschauer so oft vor-  
„sagen, das bürgerliche Leben unterdrücke seine Kräfte,  
„ohne dasselbe würde er ein weit vollkommeneres Wesen  
„seyn —“

Ich erinnere mich auch nicht eines einzigen Schauspiels, in welchem dieser Grundsatz aufgestellt wäre. Ich wollte es auch keinem Dichter rathen, sich damit behelfen zu wollen, denn er würde traun nicht weit damit kommen. Der zweyte Kunstgriff soll seyn:

„daß sie dem Frauenzimmer eine so große Theilnahme an der Handlung verstaten.“

Das soll doch wohl kein deutscher Kunstgriff seyn?  
— Die jüngste Zeit, wie das graueste Alterthum, hat denselben als Sitte aller Völker gekannt; der indische Dichter Kallidas, dessen Sakontala uns der biedere Forster geliefert hat, bediente sich seiner vor 2000 Jahren an dem Hofe zu Awanti, wo damals der Beschützer der Musen Wikramaditya herrschte; und in einem chinesischen Schauspie-

spiele, dessen Uebersetzung ich einst im Mercure de France las, geschieht das Nemliche. Auch ist es der Natur so gemäß, daß wir uns dessen mit Recht als eines Vorzugs rühmen würden, wenn es eine deutsche Erfindung wäre.

„Als Nation können wir kein Theater, weder ein tragisches noch ein komisches besitzen, und auf ein Nationalpublikum können auch unsere vortreflichsten dramatischen Dichter nicht rechnen —“

Ohne um nichtsbedeutende Worte zu streiten, denke ich, es kann sowohl dem Dichter als dem Publikum sehr gleichgültig seyn, diesem: ob sein Theater national heißt oder nicht, wenn es nur gut ist, und jenem: ob sein Publikum eine Nation ist oder nicht, wenn es nur aufgeklärt und empfänglich ist.

„— aber dafür können sie auch leichter als die Genieen anderer Völker, Kunstwerke aufstellen, welche in den gebildetesten Geistern aller Nationen und Zeitalter ein erhabenes Publikum finden.“

Daß sie es können bezweifle ich nicht; aber daß sie es leichter können, davon haben sie noch keine Beweise gegeben; wohl aber haben die Genieen anderer Völker bewiesen, daß es ihnen wenigstens eben so leicht wird.

„Sie müssen sich vorzüglich durch den großen Gedanken begeistern lassen, daß sie eigentlich für die Nachwelt arbeiten, und alsdann, wenn das Nationalgepräge sich mehr in das Weltbürgerliche verloren hat, die ganze gebildete Welt ihnen einen nie verblühenden Kranz flechten wird.“

Dazu ist das verwischte Nationalgepräge gar nicht vonnöthen. Die ganze gebildete Welt sieht schon jetzt einem Sophocles, einem Voltaire, einem Lessing, nie verblühende Kränze. Uebrigens möchte ich wohl wissen, wo für der Verfasser uns Deutsche eigentlich hält? eine Nation sollen wir nicht seyn, Weltbürger auch nicht, denn in diesem Falle würde er das Kranz flechten, wenigstens in Deutschland, nicht auf die Nachwelt einschränken; was sind wir denn also?

„Nur dann können Werke wie Egmont und Iphigenia ihr eigenthümliches Publikum erhalten —“

Das können sie jetzt schon, wenn man nur die Zuschauer aussuchen darf, und größer als jetzt wird dieses eigenthümliche Publikum nie werden, denn allgemeine Bildung aller das Schauspiel besuchenden Volksklassen in einem solchen Grade, ist ein Unding, und ich wette, daß zwey Drittheile der Athenienser eben so kalt für die Iphigenie des Euripides blieben, als zwey Drittheile der Deutschen für die des Hr. v. Goethe, an deren Stelle ich übrigens noch lieber die Namen Don Carlos oder Nathan der Weise gelesen hätte. Könnte man nicht zum Beyspiel mit eben dem Recht im Gebiete der Weltweisheit auf die Zeiten hoffen, wo die Kantische Philosophie ihr eigenthümliches Publikum erhalten werde? — das hat es aber schon jetzt; freylich nicht so groß, als es Gellerts moralische Vorlesungen einst gehabt haben mögen; aber doch so groß, als es nur immer seyn kann, so lange es wenig Menschen giebt und geben wird, die, wie der berühmte Schäfer, von dem

Bayle

Bayle erzählt, Quellen unter der Erde entdecken können. Man erlaube mir eine kleine Ausschweifung. Ich halte dafür, es gebe in der moralischen Welt nur eine gewisse Summe von Ausbildung, (wie in der physischen nur eine gewisse Summe von Materie,) die sich nie vergrößert und nie abnimmt, in wie vielerley Gestalten sie auch erscheint. Physische Revolutionen ließen Platos Atlantis verschwinden, und sie vielleicht Stückweise im Isländischen Meere wieder erscheinen. Moralische Revolutionen führten die Bildung aus Egypten und Griechenland nach Italien. Das Mehr und Weniger macht einen geringen Unterschied; es sind immer nur Theile einer Summe, die keine Nation jemals ganz in ihre Schatzkammer sammeln, von deren Genuß aber auch keine Nation im Lauf ihres Daseyns jemals ganz ausgeschlossen bleiben wird. Ein Kamtschadale wird vielleicht einst einen Oberon dichten, wenn der Deutsche wieder seine Schamanen hat, und dann wird der Kamtschadale, eben so ungerecht als unser Verfasser, klagen, daß er kein eigenthümliches Publikum finden kann. Voltaire l'Homme aux quarante écus läßt sich sehr bequem auf die moralische Bildung anwenden. Ein Dichter ist ein Mensch, der seinen Zeitgenossen den Vorsprung abgewonnen, der gleichsam von der Summe ein paar Goldstücke mehr an sich gerissen, als ihm bey einer gleichen Theilung gebührten, und dadurch den Antheil der übrigen geschmälert hat. Um ihn ganz zu fassen, ihm nachzueempfinden, müßte die Nation aus lauter Dichtern bestehen. Dazu würde zwar eben nicht erforderlich seyn, daß jedes Individuum wirklich Gedichte schriebe, (denn man kann

ein Dichter seyn, ohne jemals eine Feder in die Hand zu nehmen,) aber die einmal zugemessene und keiner Vergrößerung fähige Summe der Ausbildung des menschlichen Geschlechts verstattet es nicht. Daher werden die größten Geister immer nur ein kleines Publikum haben, das sich, eben so wie sie selbst, auf Kosten Anderer bereichert hat. Millionen Afrikaner, oder warum soll ich nicht sagen Deutsche, mußten vielleicht gänzlich auf ihren Antheil an allgemeiner Bildung Verzicht thun, damit wir Einen Kant besitzen könnten; wäre es dann aber nicht ungerecht, diesen Millionen vorzuwerfen, daß sie kein gebildetes Publikum ausmachen?

Man sieht auf welchen Werth ich selbst, aus bescheidener Ueberzeugung, den Beyfall der Menge, und folglich das Verdienst meiner Produkte zurücksetze. Ich glaube, daß ein Mann, der Schauspiele für die Bühne schreibt, zwar ein guter, aber kein erhabener Dichter seyn müsse, weil er sonst aus obigen Ursachen, nun und nimmermehr auf ein ausgebreitetes Publikum rechnen kann.

„— und möge diesem, schließt endlich unser Verfasser, die Tradition dann nicht erzählen, wie Egmont und Iphigenie von den Deutschen unserer Zeit betrachtet wurden, denn alle geäußerte Bewunderung würde unsere Schande wohl nicht decken.“

Möge doch lieber die Tradition der Nachwelt nicht erzählen, wie neidisch man zu unserer Zeit auf den untergeordneten Ruf eines guten, aber nicht erhabenen dramatischen Dichters gewesen.

Hätte

Hätte die L. Z. nicht jenes wortreiche Produkt bis in die Wolken erhoben, so würde ich bey dem Geschwäß des Mannes, der sich so sichtbar quält, mir aus seinem Schweiß eine Aqua Tosana zu bereiten, nicht so lange verweilt haben; denn wirklich kann es mir und dem Publikum sehr gleichgültig seyn, ob wir ein Nationaltheater haben oder nicht; genug, wir haben ein Theater, und es ist gut, man nenne es wie man Lust hat.

Ich kann mir die Schadenfreude nicht versagen, Einen Recensenten auf den Andern loszulassen, um zu sehen, wie die Kunstgenossen sich geberden, wenn sie auf Widersprüchen ertappt werden. Beyder Autorität beruht auf gleichen Ansprüchen, aber Einer von Beyden kann doch nur Recht haben; welchem soll das Publikum trauen? dem gestrengen Herrn in der Literaturzeitung? oder dem gestrengen Herrn in der allgemeinen deutschen Bibliothek? der im XIIIten Bande, in der Recension von Löwens Schriften, sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„Wenn der Verfasser, (welcher behauptet, wir be-  
 „säßen kein eigenes Theater,) es als eine Hinderung an-  
 „sieht, daß die Deutschen keinen Nationalcharakter haben,  
 „wie uns schon von vielen vorgeklammert worden ist, so  
 „müssen wir hierüber unsere Gedanken sagen. Die Wahr-  
 „heit zu gestehen, so scheint uns dieß ein locus commu-  
 „nis zu seyn, den Einer dem Andern nachschreibt, und  
 „der, wenn von Schilderung deutscher Sitten die Rede  
 „ist, gewiß, ohne daß man recht bedenkt, was man sagt,

„blos, weil man ihn oft gelesen oder gehört hat, hinge-  
 „setzt wird. Es ist richtig, daß ein Volk so allgemeine  
 „Züge des Charakters haben kann, daß man daraus eini-  
 „germaßen einen Nationalcharakter zu entwerfen befugt  
 „ist. Aber wer glauben wollte, daß das den geringsten  
 „Einfluß in die Sache, wovon wir hier reden, haben  
 „kann, der verwechselt entweder die Begriffe, oder hat  
 „ganz und gar keine davon. Wir wollen uns erklären.  
 „Derjenige, der den Menschen mahlen will, muß das  
 „menschliche Herz ganz kennen, und ganz studiert haben.  
 „Nun ist sich aber dasselbe, was das Wesentliche betrifft,  
 „überall gleich, und daher interessirt uns ein großer Mei-  
 „ster in dieser Kunst, er mag nun vor 1000 Jahren ge-  
 „lebt haben, oder igt, in England oder in Deutschland,  
 „in Rom oder in Berlin, obschon nicht ganz auf die nem-  
 „liche Weise. Auch wird derjenige, welcher fremde Völker aus  
 „dem Grunde kennen lernt, zwar immer viel Eigenthümliches,  
 „daran ist kein Zweifel, aber vielleicht auch, was David  
 „Simple urtheilte, finden: daß dasjenige, was man  
 „Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen nennt,  
 „beynabe nur in äußerlichen Ceremonien bestehe, die mit  
 „dem Herzen nichts gemein haben. Rufen wir nicht bey  
 „einem Charakter des Terenz, rufen wir nicht oft bey der  
 „Clarissa aus: das ist getroffen! das ist recht die Ge-  
 „schichte des menschlichen Herzens! das ist die wahre Na-  
 „tur! das ist aus dem gemeinen Leben wie aus der Quelle  
 „geschöpft! und doch sind wir weder Römer noch Englan-  
 „der. Wie? dieß können wir bey Andern empfinden? und  
 „gleichwohl sollten unsere Genies es nicht mahlen können?  
 „und

„und woran empfänden wir es denn, wenn wir nicht auch in  
 „unserm Vaterlande solche Charaktere; solche Denkungsart,  
 „solche Quellen und Folgen und Verhältnisse der Neigungen,  
 „des Temperaments, der Leidenschaften vor Augen sähen? —  
 „Dieß ist also das Erste: die menschliche Natur ist dem  
 „deutschen Dichter so wenig, als irgend einem Andern  
 „verschlossen.“

„Wir haben keinen Nationalcharakter, sagt man?  
 „wir ahmen nur Andere nach? — Laßt es seyn, daß wir  
 „französische Hüte und Frisuren und Coupers, und wer  
 „weiß was Alles, haben, haben wir deswegen nicht ein  
 „Herz? haben wir deswegen nicht Neigungen, Leidenschaf-  
 „ten? mit einem Worte, sind wir deswegen keine Men-  
 „schen? — Nun, wie gesagt, mahlet uns nur den Men-  
 „schen, dieß ist das Hauptsächlichste, dieß ist dasjenige,  
 „was ihr mit den Scribenten aller Nationen und aller Zei-  
 „ten gemein habt.“

„Aber freylich muß jeder Schriftsteller, und vorzüg-  
 „lich der dramatische, für seine Nation arbeiten. Und  
 „das sollte der Unsrige nicht thun können? Man bemerke  
 „nur erst den Unterschied zwischen Nationalcharakter und  
 „den Sitten einer Nation, wie auch den einzelnen Cha-  
 „rakteren, die daraus entspringen. Jener ist ein abstra-  
 „hirter Begriff, dessen Wichtigkeit allemal sehr zweydeu-  
 „tig bleibt, allein diese beyden letzteren fehlen uns so we-  
 „nig, als irgend einer andern Nation. Um nicht weit-  
 „läuftiger zu seyn, so frage ich: ob der Licentiat Chry-  
 „sander,

„sander, der Pastor Sebaldus, der Wachtmeister Paul  
 „Werner, der gnädige Landjunker, welcher in Nabeners  
 „Briefen einen Hofmeister verlangt, und hundert andere  
 „Charaktere, von Lessing, Gellert, Nabener, Krüger ge-  
 „schildert, ob es nicht Alles deutsche Charaktere sind? —  
 „Mein gewiß, es fehlt uns nicht an Narren, sagt Lessing,  
 „es fehlt nur oft an den Augen, die sie bemerken könnten.  
 „— Aber giebt dieß den Nationalcharakter? giebt ein  
 „Begriff, von hundert Narren abgezogen, den National-  
 „charakter?“

Und, möchte ich hinzusetzen, giebt es überhaupt ei-  
 nen Nationalcharakter? Der Recensent, der mir vor 25  
 Jahren den Gefallen that, die L. Z. zu widerlegen, hält  
 ihn selbst für ein sehr zweydeutiges Ding: ein abstrakter  
 Begriff, der in unsern merkwürdigen Tagen noch mehr  
 verwirret worden; denn welche Nation konnte sich je eines  
 Charakters rühmen, wenn es die Franzosen nicht waren?  
 und wo ist er geblieben?

Doch das führt zu weit. Genug, er existire oder  
 nicht, auf die Bühne hat er keinen Einfluß. Ich selbst  
 mische mich aber nicht weiter in diesen Streit. Der Ber-  
 liner Recensent und der Jenaer Recensent mögen sehn, wie  
 sie mit einander fertig werden.

Nur noch Ein Wort über diesen Wortstreit. Die L.  
 Z. sagt im März dieses Jahrs (1796): „Es scheint Eine-  
 „mal der Wille des Schicksals zu seyn, daß kein Schau-  
 „spiel, selbst das beste, das beliebteste nicht, sich auf dem  
 „Thea-

»Theater erhalten, und folglich auch nie ein fester, eigentümlicher Geschmack in Deutschland sich bilden soll.«

Fühlt sie denn nicht, daß sie hier abermals zu viel bewiesen hat? denn das Nemliche gilt von allen Nationen. Bey keiner erhalten sich die beliebten Stücke auf der Bühne, folglich besitzt keine Einzige einen festen, eigentümlichen Geschmack. Man wende mir nicht ein, daß ein paar Stücke von Shakspeare und ein paar von Moliere in England und Frankreich noch zuweilen gespielt werden; auch in Deutschland giebt man noch hier und da ein paar Stücke von Lessing, und wird sie immer geben; aber der feste, eigentümliche Geschmack des Menschen, und folglich der Nationen, ist der Geschmack am Neuen.

### Siebenzehntes Fragment.

Ueber das Glück gestorben zu seyn?

Todten soll man nichts übles nachreden, ist ein Grundsatz, der seine Entstehung wahrlich nur dem Umstand verdankt, daß die Todten fein unter den Füßen liegen, und Niemanden im Wege stehn. Wenn die Todten ihre tausendjährige Ruffe zum Bücherschreiben anwendeten, so würde man ihnen mehr übles nachreden, als irgend einem Lebendigen. So aber glaubt man gar nicht, welch' eine schöne Sache das todt seyn für einen Schriftsteller ist. Die Blumen, die ihm auf seinem Lebensprade nur spar-

sam! blühten, wachsen üppig auf seinem Grabe. Die letzte Schaufel Erde deckt seinen Buckel, wenn er Einen hatte, und seine Fehler, wenn er welche hatte. Nach 100 Jahren schwört die Nachwelt, er sey der geradgewachsenste Mann und tadelstreyeste Schriftsteller gewesen. Zum Beweise mag der berühmte Shakespeare dienen.

„Man kann zugeben, sagt die L. Z., daß Shakespears  
 „Schauspiele, und insbesondere sein Hamlet, alle die Un-  
 „gereimtheiten und Albernheiten in und an sich haben, die  
 „Hr. v. Uyrenhof rügt, zuverlässig aber wird es ihm nicht  
 „gelingen, durch seine einseitige, bloß Fehler auffuchende  
 „Kritik uns blind für die Schönheiten zu machen, die die-  
 „ses Stück eben so unleugbar besitzt, als wie Mängel und  
 „Gebrechen.“

Also Ungereimtheiten und Albernheiten giebt man zu; (und wahrlich! nicht allein Hamlet, sondern alle Schauspiele Shakespears wimmeln davon,) aber um der wenigen zerstreuten Schönheiten willen übersieht man sie. Das kommt lediglich daher, weil Shakespear todt ist. Von demjenigen dramatischen Schriftsteller aber, der das große Verbrechen begeht, noch zu leben — o! von dem fodert man Meisterstücke, und wehe ihm! wenn er sich die kleinste Ungereimtheit zu Schulden kommen läßt. Die nemliche bloß Fehler auffuchende Kritik, die man dem Hr. v. Uyrenhof vorrückt, wird dann die höhere Kritik genannt, (ein Hubertscher Lieblingsausdruck,) keine Schönheit kann ihn vor der Geißel retten, denn nur bey dem Todten wird sie mühsam herausgehoben, bey dem Lebendigen

digen aber mühsam verborgen. Guter Freund Hein! wer hätte es dir angesehen, daß du eigentlich der Apoll bist, der den Musenjüngern die kritischen Lorbeerkränze flieht?

Vor mehreren hundert Jahren, und selbst noch in der Ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, mußte es überhaupt den Schriftstellern weit leichter werden, diesen Lorbeer zu verdienen, und Mancher, der heutzutage eine sehr winzige Figur machen würde, prangt als Genie in Eschenburgs dramatischer Beyspielsammlung, weil er 50 Jahr früher geboren wurde. Sehr natürlich! denn wer in einer unbekanntem Gattung sich zuerst hervorthut, erweckt unsere Bewunderung leicht, und wir werden nicht eher farg und schwürig mit unserm Beyfall, als die Werke jener Gattung sich vervielfältigen; dann vergleichen wir gegen einander, ziehen Resultate daraus, die wir Regeln nennen, und stellen diejenigen Werke, die allgemein und zu jeder Zeit für die besten anerkannt wurden, den übrigen als Muster auf. Aber selbst jenen Mustern mangelt noch sehr viel zur Vollkommenheit; sie haben nur einzelne, zerstreute Schönheiten, aus denen der Geist, wie Apelles, ein Ideal zusammensetzt, und nach diesem Ideal, welches alle vorhandene Produkte eben so weit übertrifft, als die Venus des Apelles die griechischen Schönen übertraf, die ihr einzelne Reize geliebet hatten, beurtheilen wir nunmehr unsern Gegenstand. Das sollten wir aber nicht, eben so wenig, als wir die Schönheit eines Mädgens nach der Venus des Apelles beurtheilen.

Es giebt noch einen andern Grund, warum man gegen Todte so freygebig mit Lobeserhebungen ist. Neidische Menschen, sagt Plutarch im Pelopidas, finden immer darin einen eiteln Trost, wenn sie demjenigen, mit dem sie sich selbst nicht vergleichen können, andere berühmte Männer entgegenstellen, die ihn übertrafen.

Pour humilier les vivants, que d' éloges prodigués aux morts !

*Helvetius de l' homme.*

## Achtzehntes Fragment.

### Eine Parallele.

**I**ch betrachte die Recensentenzunft als eine literarische Hierarchie, und die Jenaische Literaturzeitung als den Pabst, der nie starb, sobald es auf Vertheidigung der Aussprüche des römischen Stuhls ankam; woher es denn den Kaysern gleichviel gelten konnte, ob der Pabst Gregor oder Urban hieß.

Die päbstliche Hierarchie wollte über Meynungen herrschen; die Jenaische will das auch.

Jene behauptete den alleinseligmachenden Glauben in ihrem Schooße zu hegen; diese behauptet das Nemliche von der Kantischen Philosophie, dem guten Geschmack u. s. w.

Jene

Jene erkannte keinen Bischof, der nicht durch Stab und Ring von ihr investirt war; diese erkennt kein Verdienst, das nicht von ihr angepriesen wurde.

Jene verschenkte Königreiche, und besaß selbst kaum einige Städte; diese verschenkt Ehre und Ruhm, und ist deren selbst sehr bedürftig.

Jene besoldete eine Armee von Ruttenträgern, um den Leuten zu predigen, was sie glauben sollten; diese besoldet eine Armee von Recensenten, die das Nämliche thun muß.

Jene sprach Bannflüche aus; diese nicht minder. (Schreiber dieses seufzt selbst unter einem solchen Bannfluche.)

In jener hob die Würde eines Papstes oder Cardinals alte, vieljährige Freundschaft auf, und ehemalige Wohlthäter wurden zuweilen am heftigsten verfolgt; eben so macht es der Recensent, sobald er im Conclave der L. Z. zugelassen wird.

Jene endlich zeichnete sich aus durch unaussprechlichen Uebermuth, Eigendünkel, Anspruch auf Unfehlbarkeit u. s. w. — mich dünkt, das Gemählde ist vollendet.

Dem Himmel sey Dank, daß nicht diese, wie jene, über Scheiterhaufen zu gebieten hat! wie sanft würde der Meinige emporlobern!

## Neunzehntes Fragment.

## Ein Vorschlag zur Güte.

Ich habe schon oben der Republikanischen Sitte erwähnt, die sogar von wackeren Monarchen nachgeahmt wird, vermöge deren die Unterthanen sich ihre Richter selbst wählen. Die Literaturzeitung, der Cromwell unserer literarischen Republik, mache es eben so, und ich will mich gern mit ihrer usurpirten Gewalt ausöhnen. Sie lasse ein Circular an alle die Schriftsteller ergehen, die sich einen Namen in der gelehrten Welt erworben haben, und schlage ihnen etwa ein Duzend verdienstvolle Männer vor, aus denen sie ihre Recensenten selbst wählen mögen. Ich für mein Theil bin dann mit Allem zufrieden, und unterwerfe mich auch den härtesten Urtheilen, denn ich wähle den Mann, den ich, trotz seiner Kantischen Kreuz- und Queerzüge, hochachte, den ich, trotz der Epigrammen, die es ihm auf mich zu machen beliebt, enthusiastisch verehere; der freylich, durch die Art, wie er den Streit mit Nicolai führt, zeigt, daß er auch ein Mensch ist; den ich aber doch für einen der Ersten Dichter meines Vaterlands halten würde, wenn er auch nichts geschrieben hätte, als das Lied an die Freude und die Götter Griechenlands — ich wähle Schiller! — Ist er mein Recensent, so verbessere ich willig, was er tadelt, und verbrenne willig, was er nicht einmal tadelnswerth findet. Aber so lange ihr mich einem Huber oder Schulz Preis gebt, so lange bleibe ich dabey: Anch' io sono pittore.

Ber<sup>a</sup>

Verwerft ihr diesen billigen Vorschlag, so thut mir den Gefallen, und redet lieber gar nicht mehr von mir.

### Zwanzigstes Fragment.

Was wird die Literaturzeitung zu dieser Schrift sagen?

Entweder sie wird schweigen, weil sie fühlt, daß sich auf manchen Vorwurf wenig, und auf manchen gar nichts antworten läßt; weil sie fühlt, daß eine sechsjährige ungezogene Neckerey, die selbst von einigen ihrer berühmtesten Mitarbeiter, die ich nennen könnte, gemißbilligt worden, mir endlich einmal die Waffen der Nothwehr in die Hände geben mußte; — und dann wird sie uns dieses Schweigen für eine großmüthige Verachtung anrechnen. Oder sie wird sich die kleine erlaubte Freyheit nehmen, zugleich den Beklagten und den Richter zu spielen, und dann wird es mir freylich übel ergehen. Es ist in unsern Tagen Mode geworden, wenn man etwas dergleichen befürchtet, dem Publikum mit affectirter Gleichgültigkeit voranzusagen, daß man gar nicht darauf antworten werde. Aber ich liebe diese Mode nicht, sondern bin entschlossen, in Zukunft keine Ungerechtigkeit, keine Verdrehung, keine hämische Begelferung ungerügt zu lassen. Ich habe dabey den Vortheil, daß ich nicht jede Zeile mit einem Groschen bezahlen darf, ein Umstand, durch welchen die L. Z. sehr pffiffig jeder Antikritik in extenso den Zugang verrammelt hat.

Wohl.

Wohlan meine Herren! hier stehe ich. Spannen Sie Ihre Bogen, tauchen Sie Ihre Pfeile in Gift, schleudern Sie Ihren Donner! — Nur vergessen Sie nicht, daß Sie selbst den Handschuh hingeworfen haben, und daß er sechs Jahre im Rothe lag, ehe ich mich entschloß, ihn aufzuheben.

### Leztes Fragment.

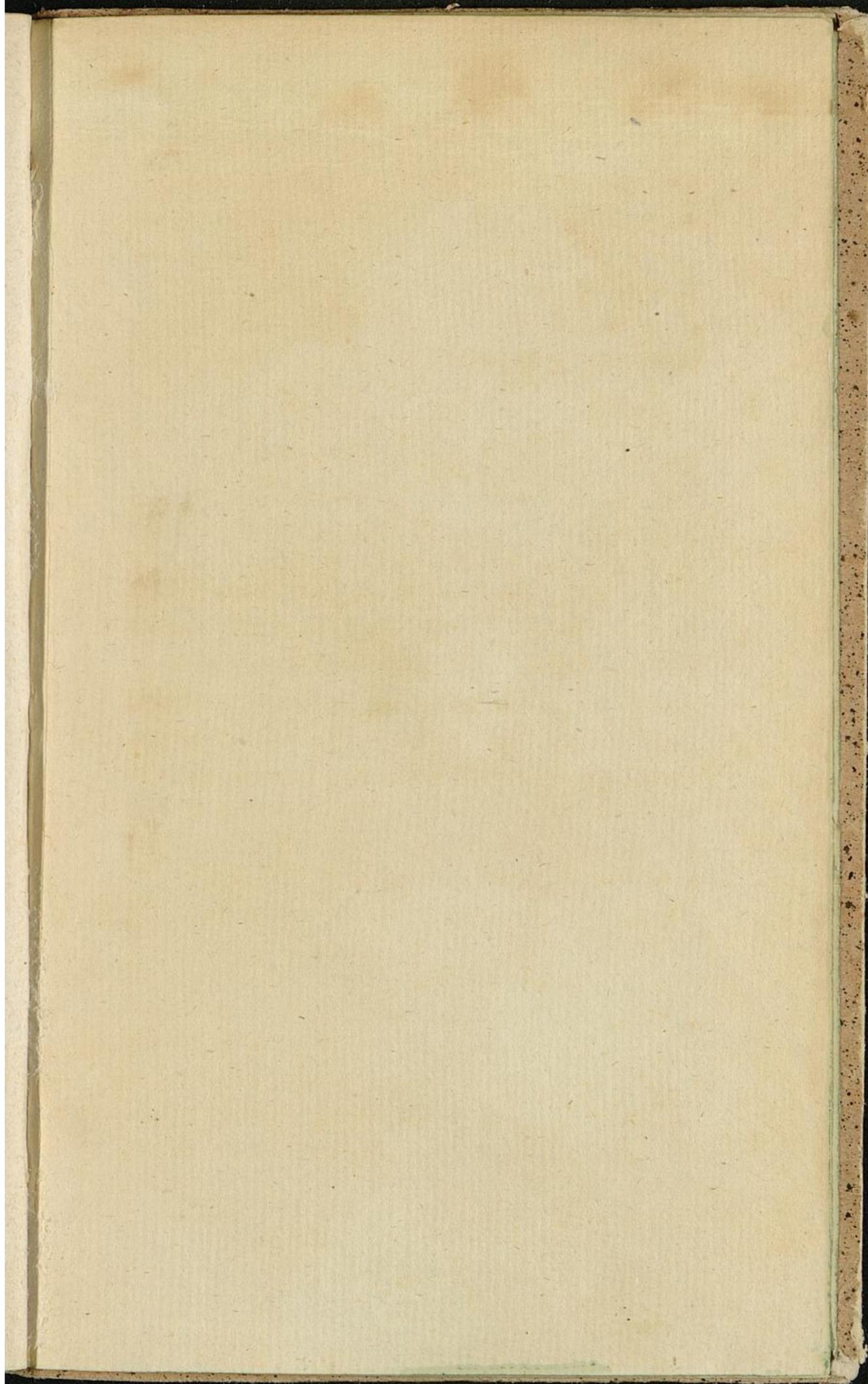
Eine Anekdote.

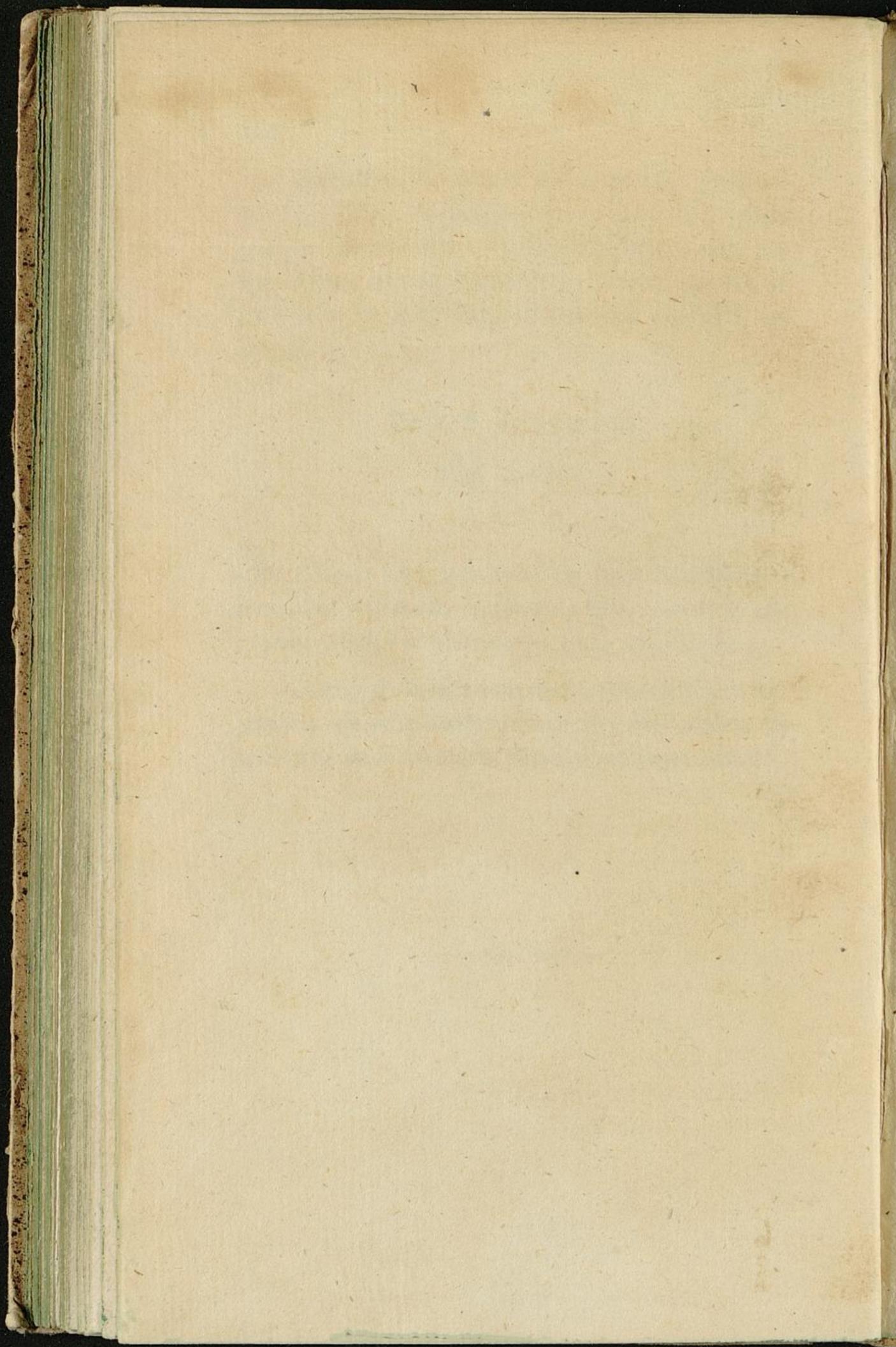
---

Als Mezeray starb, fand man unter seiner Verlassenschaft einen alten Goldthaler, sorgfältig in Papier gewickelt, und folgendergestalt von seiner eigenen Hand überschrieben:

„Diesen Goldthaler habe ich seit zwanzig Jahren verwahrt, um dafür ein Fenster auf dem Greve-Platze zu miethen, wenn einmal ein Recensent gehangen wird.“

---





Inches

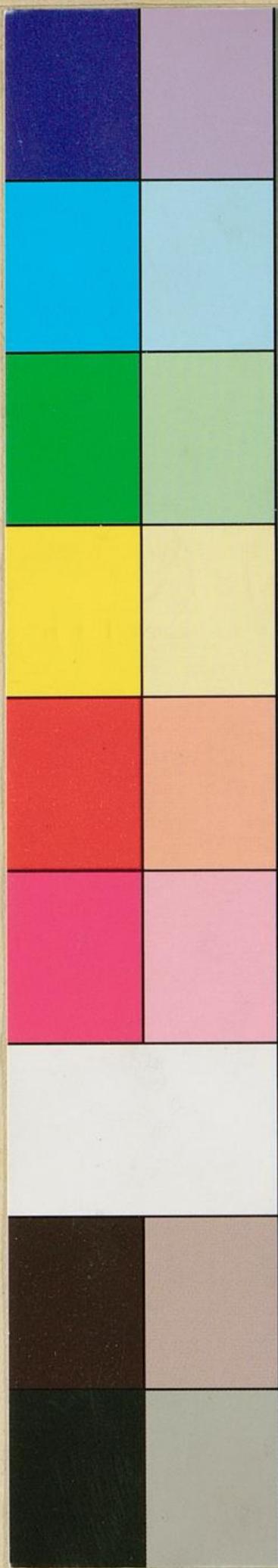
1 2 3 4 5 6 7 8  
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Centimetres

# TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



R. 52

CS/9230/6k/

45. —

v

D Lit 364

